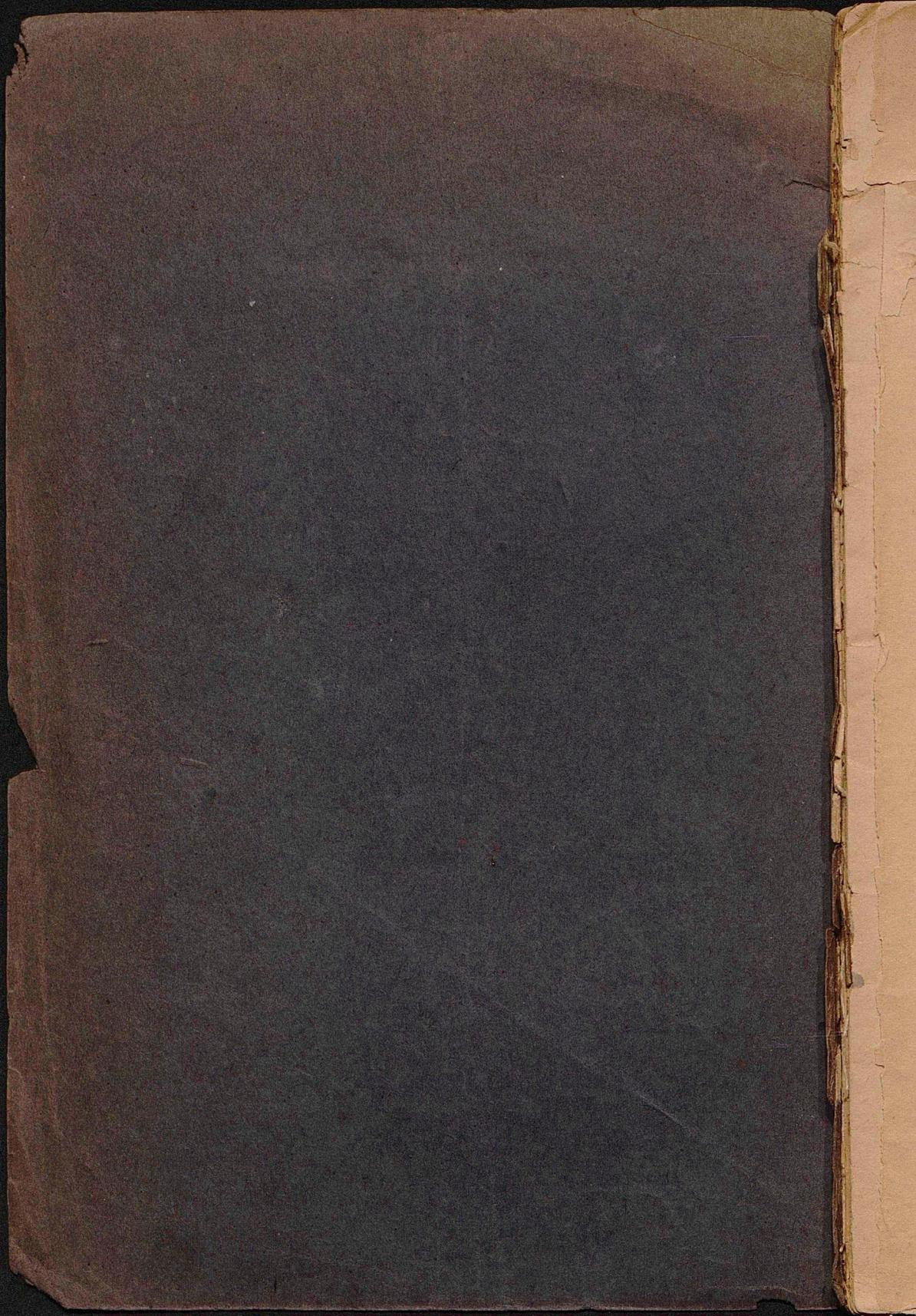


Sturm

von

John Henry Martineau



STURM

Von

John Henry Mackay



Volks-Ausgabe

Sechste, abermals
durchgesehene und vermehrte Auflage
8. — 17. Tausend

1919

Verlag Fritz Kater · Berlin O 34 · Kopernikusstraße 25

38/80/40832(0)

▽ Flv



Masterfiche
vorhanden

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1911 by John Henry Mackay

Eingang

Hoch steh' ich auf der Warte,
Und wenn du nach mir schaust:
Du siehst mich, die Standarte
Der Freiheit in der Faust!

Ich kenne kein Unterliegen!
Und ist der Weg auch lang,
Er ist von Sieg zu Siegen
Ein ewiger Feiertag.

Und ruhig will ich sprechen
Mit lächelndem Gesicht,
Wenn meine Augen brechen
Und wenn mein Mut zerbricht:

Wie einst auch Alles ende,
Ich war ein seliger Mann,
Weil an der Tage Wende
Ich von mir sagen kann:

Ich hatte, zu erlesen
Mein Leben mir, den Mut!
Es ist ein Kampf gewesen —
Drum war es gut!

An
Max Stirner

Nichts fiel aus deinen Händen,
 Als dieses eine Buch —
 O Rebe an Sonnengeländen,
 Die solche Fraube trug!

Ich schaue von den Blättern
 In meine Zeit umher:
 Sie schreien wild nach Rettern,
 Dich — kennen sie nicht mehr.

Sie haben dich gescholten,
 Die dich verstanden nie.
 Du hast es ihnen vergolten:
 Du hast — ergründet sie!

Erkennen ist mehr als Verachten.
 Ihm ward die Welt ein Spiel,
 Dem bei lächelndem Betrachten
 Der letzte Schleier fiel.

Die Menschheit will belogen
 Und frech betrogen sein —
 Du hast sie nicht betrogen,
 Du warst ja einzig dein . . .

O Genius, den sein Jahrhundert
 Nie in die Arme schloß;
 Der gekannt nie, nie bewundert
 Ward von dem feilen Troß;

Der nie ‚sich selbst bezwungen‘,
 Nein, der die Andern bezwang;
 Der nie — ‚den Bruder umschlungen‘ —
 Am Becher der Lüge trank;

Der himmelhoch überragend
Die belächelnswerte Welt,
Einsam seine Schlachten schlagend
Sich auf sich selbst gestellt,

O Genius, hinabgesunken
Wärest du in das Schweigen der Nacht?
Nein — meine Lippe, getrunken
Hat sie — ich bin erwacht!

Unsterblicher! Schauernd begrüße
Ich dich aus der Nacht um mich her —
Ich suche die Spur deiner Füße
Und finde sie nicht mehr . . .

Was tatest du denn, Vermessener?
Du warst dein eigener Gott!
O ich liebe dich, du Vergessener!
Was kümmern mich Wut und was Spott?

Und ich sehe dich, wie du beiseite
Die schreiende Menge schobst
Und dann dich in die Weite
Auf Adlerschwingen hobst —

Wohin? — Das weiß kein Anderer.
Dir folgte Keiner nach:
Stumm schritt der Weltenwanderer —
Nacht hinter sich, vor sich Tag,

An den Göttern vorbei, die versanken,
In die Ferne, weit — weiter . . . so weit! . . .
Ja, du gingst . . . Doch deine Gedanken
Bewachen die schlummernde Zeit . . .

Vorwort zur fünften Auflage

Ein kleines, dünnes Bändchen von 94 Seiten, unauffindbar heute, mit der Fackelhand statt eines Namens auf Umschlag und Titel, erschienen die Gedichte dieses „Sturm“ zuerst 1888, also vor jetzt dreiundzwanzig Jahren, in dem Verlags-Magazin meines alten, verstorbenen Freundes Jacob Schabelitz in Zürich, der sie — ich darf es wohl sagen — mit besonderer Freude druckte. Denn ihm wie mir war Nichts revolutionär und radikal genug. — Selbstverständlich verfielen sie sofort dem Sozialistengesetz. Das hinderte natürlich nicht, sondern beförderte nur, daß sie überall in der ganzen sozialistischen Presse abgedruckt wurden und die erste Auflage war bald vergriffen und blieb es über ein Jahr.

Zwischen sie und die zweite, in demselben Verlag erfolgte von 1890, fiel dann jene größte Erkenntnis meines Lebens, die ihren besten Ausdruck in dem neuen Einleitungsgedicht: „Die Selbstfindung“ gefunden hat, die Erkenntnis, daß die Freiheit, jener einzig wünschens- und erstrebenswerte soziale Zustand der menschlichen Gesellschaft, nie die Entscheidung der Masse und ihrer Macht sein und daher auch nie von ihr erwartet werden darf, also nie gegeben werden kann; sondern daß sie als reifste und edelste Blüte der Kultur nur von dem zu sich: der Erkenntnis seiner Würde und seiner Interessen erwachten Individuum, das sich mit anderen Individuen zu gleichen Zwecken zusammenschließt, erst gefordert und dann genommen werden muß. Diese Erkenntnis vermehrte das kleine Buch fast um ein Drittel, verscherzte ihm aber die bisherige Gunst aller kommunistisch-altruistisch empfindenden Sozialisten (und das ist weitaus die Mehrzahl noch heute) und kam auch hier auf den Index.

Die dritte und vierte, abermals um allerlei Neues vermehrte Auflage, übernahm dann 1898 Karl Henckell, der Freund und Dichter, der damals einen eigenen Verlag eröffnet hatte.

Heute gebe ich dieser fünften Auflage in einer definitiven Ausgabe ihre letzte Gestalt. Konnte sich auch mein alter Lieb-

lingswunsch: diese Ausgabe zu einer so billigen zu gestalten, daß sie in die Hände aller sozial gesinnten Arbeiter — und von wem wohl als von ihnen ist und wird dieses Buch sonst gelesen! —: den um ihr Lebensglück betrogenen und um ihre Arbeit, die es ihnen verschaffen sollte, bestohlenen Unterdrückten, gelangen kann, nicht erfüllen, und erfüllt sich dieser Wunsch deshalb nicht, weil das Buch eben auf dem Index steht, so ist sie, bei ungleich besserer Ausstattung und ihrem sehr verstärkten Umfang doch immer noch wohlfeil genug, als daß ihr Preis ein ernstliches Hindernis sein könnte, sich zu den alten Freunden langsam neue zu werben.

Diese letzte Ausgabe ist, wie gesagt, abermals sehr vermehrt, vermehrt vor Allem um die Jugend-Gedichte, die in den früheren, besonders dem ersten der jetzt zurückgezogenen Bände meiner ‚Dichtungen‘ standen und die bei der vor zwei Jahren aus ihnen getroffenen Auswahl: „Gedichte“ nicht dort, sondern nur hier jetzt ihren rechten Platz finden konnten. Denn wenn ich dort davon ausgehen mußte, nach Möglichkeit Alles fortzulassen, was meinem Empfinden nach rein künstlerischen Gesichtspunkten nicht Stand zu halten vermochte, kommt hier diese Erwägung in Fortfall: ein Bild der innerlichen Entwicklung meiner Jugend zur Freiheit zu geben, in dem auch das nicht fehlen darf, was sonst verwerfbar wäre, ihr erstes freiheitstheichendes Stammeln so wenig, wie ihre zukunftsstrunkenen Phrasen; ihre Ueberschwänglichkeiten nicht und nicht ihre ohnmächtige Empörung, alles das, worüber der Künstler lächelt, was der Mensch aber nicht entbehren möchte um Nichts in der Welt — ein solches möglichst vollständiges Bild zu geben schien hier geboten. —

Aber bevor ich dieses Buch so in seiner letzten und endgültigen Form hinausgehen lasse, möchte ich noch Eines sagen, wozu hier der richtige Ort ist. Es ist den revolutionären Dichtern aller Zeiten und Völker der Vorwurf nie erspart geblieben, daß sie, wenn sie schwiegen, nachdem sie gesprochen hatten, als ‚Abtrünnige der Sache‘ bezeichnet und hingestellt wurden. Nichts ist falscher und ungerechter als das. Grade, daß sie schwiegen, nachdem sie gesagt, was sie zu sagen hatten, zeigt, daß ihre Empörung lauter und ihr Zorn echt war. Nur der Schwätzer wiederholt sich selbstgefällig immer wieder, und was einst Flamme war, wird nun

Rauch, das Wort aber zur Phrase. Man sollte sich also nur zu sehr hüten, diesen Vorwurf eher auszusprechen, bevor nicht in Leben und Arbeit der so Bescholtenen der Beweis für ihn erbracht ist. Auch gegen mich ist dieser Vorwurf natürlich erhoben worden. Ich habe immer nur dazu gelächelt.

Denn auf Nichts von dem, was ich getan habe, bin ich so stolz, wie auf dieses kleine Buch! — Ich weiß, wie verächtlich die ‚Literatur‘ es ablehnt. Aber für sie habe ich es ja auch nicht geschrieben. Ich schrieb es — „einst, in den Tagen der Jugend . . .“ — um mich in ihm zu befreien von ihren Zweifeln und Aengsten, ihrer Empörung und ihrem Haß, und was von ihnen blieb, steht auf anderen Blättern. Die Zweifel sind gehoben, die Aengste gewichen, die Empörung ist unauslöschlicher Haß geworden, aber dieser Haß ist der gleiche geblieben. Oder nein: er ist kälter, und daher um so härter geworden.

So habe ich denn auch heute noch den Gesängen dieses Sturms keinen anderen Wunsch mit auf den Weg zu geben, als den alten: daß sie in dieser Zeit tiefster Erniedrigung und Schmach, frecher Willkür und brutalster Gewalt, die sich nie so sicher gefühlt hat wie heute und nie innerlich so unsicher war, ihre einstige Aufgabe weiter erfüllen möchten: aufzurütteln, wachzurufen, zu ermutigen.

Im Sommer 1911

John Henry Mackay

Die Fackel

Zur ersten Auflage

So wirf, meine Fackel, zum ersten Mal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen . . .
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, m e i n e Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich dehnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grames wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

Ja! — Solange die Hand, die dich faßte und hält,
Solange die Hand nicht vermodert,
Solange sollen die Lügenden sehn,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!

Im Dezember 1887

Die Selbstfindung

Zur zweiten Auflage

Glut war mein Geist und meine Seele Brand
In jenen Tagen, da dies Buch entstand.

Ein Sturm ergriff mich. Und der Sturm ward Wort.
Das Wort riß Andere im Sturme fort.
Ich ließ mich treiben durch den weiten Raum.

Wunsch ward mein Geist und meine Seele Traum.

Dann stieß mein Fuß. Ich schlug das Lid empor:
Auf Bergeshöhn stand ich im Nebelflor.
Die Nebel teilten sich. Und ob der Welt
Sah ich verlassen mich dahingestellt.
Zu meinen Füßen quoll ein Wolkenmeer —

Leer ward der Raum und meine Seele leer.
Was ich ersehnt, erhofft, was ich geglaubt,
Des letzten Haltes sah ich mich beraubt.

Wo war ich? Und wo fand ich Unterkunft?

Still ward die Seele und mein Geist Vernunft!
Die Woge meiner Jugend war verbrandet,
An meinem Strand war ich — als Mann — gelandet.

Und langsam fand ich mich. Ein Jahr zerrann
In letzten Kämpfen, bis ich mich gewann . . .
Von Nebelschleiern war ich dicht umhüllt —
Von Rufen aus der Tiefe wild umbrüllt —
Von Lockungen der Höhen süß umklungen —
Höhen und Tiefen habe ich bezwungen!

O Mensch, du bist Ahasver, der verflucht
Die Welt durchmißt und seine Heimat sucht!
Weil er an Gott noch und die Menschen glaubt,
Erlahmt sein Fuß und wird sein Haar bestaubt,
Kann er nicht sterben! — — —

Einst stand er zu Gott.
Dann ward ihm Gott Erkennen, Haß und Spott.

Nun glaubt er an den Menschen. Und er sucht —
Und sucht — und findet nie — und bleibt verflucht:

Und ewig wandert Ahasver . . . Und blickt
Er je zurück, er vor sich selbst erschrickt . . .
Und weiter irrt er — sucht — und schwankt verloren
Dem Lichtbild zu, das ihn zum Spiel erkoren!
Fata Morgana ist sein Glaube. Saat,
Die in der Frucht verdorrt, wenn er sich naht.

Herb wird sein Herz; aufschreit ein fahler Mund.

Erlösung heißt der Felsen, an dem wund
Der Glaube seine müden Flügel stößt.
Erlöst wird Der nur, der sich selbst erlöst!

Ahasver-Mensch, wann endest du dein Wandern?
Wenn du verlierst den Glauben an — die Andern!

Jedoch du hoffst — und irrst — und liebst — und glaubst,
Bis du dir selbst den letzten Glauben raubst.

Ahasver-Mensch, dein wirrer Lebenslauf
Schlägt wie ein Buch sich heute vor mir auf:

Betäubt vom Dunsthauch einer toten Zeit,
Sehnend dein Herz nach der lebendigen schreit.
Wie ein Geheimnis walt ihr Vorhang vor
Dem feuchten Blick, der sich — zum Licht verlor.

Und wie dein Fuß fortstrauchelt, lockt ein Licht:
Du wankst ihm zu — dem Lügenlicht der Pflicht!

Jahrtausende, sie sinken schweigend nieder.
Den blutgepeitschten Nacken hebst du wieder . . .
Und wie er sich in wilden Krämpfen hebt
Vor deinem Wutgebrüll die Erde bebt,
Dem Schreien des Enttäuschten, der verkauft
In Fetzen das Gewand der Lüge rauft! . . .

Ahasver-Mensch, bist du vom Traum erwacht?
Du wanderst.

Und ein Licht durchbricht die Nacht:
„Es gibt ein unveräußerliches Recht,
Das Keiner sich zu stürzen je erfrecht!
Es ist ein Bleibendes!“

Du jauchzest auf
Und du beflügelst deinen müden Lauf.

Der Mehrheit fügst du — der du (stets unschuldig)
Dich schuldig fühltest — feig dich und geduldig

Jahrtausende, sie schwinden wie ein Traum.
In deiner Seele hat kein Wahn mehr Raum —
Der Anderen ewig-untertäniger Knecht
Hat endlich sich zu eigenem Sein erfrecht.

Und weiter gehst du freudig deine Bahn.
Wann langt dein wunder Fuß am Ziele an?
Unselige Sehnsucht kehrt zur eigenen Brust
Den Pfeil noch nicht gestillter Lebenslust.

„Ich habe von der ‚Pflicht‘ mich frei gemacht;
Das ‚Recht‘ der Andern wird von mir verlacht —
Den Glauben an die Menschheit — nie verliert
Die Seele i h n , der mich zum Ziele führt!“

Die Liebe ist der letzte Stern, der mir
Den dunklen Pfad erhellt. Ich folge ihr!“

Jahrtausende, sie steigen in die Gruft.
Leer wird dein Weg. Und eisig wird die Luft.

Ahasver-Mensch, hast du dein Ziel erreicht?
Weshalb verstummt dein Mund? — Warum erleicht
Dein Haar? — Warum erlischt des Blickes Glut? —
Und weshalb senkt die Flügel stumm dein Mut?!

An Allem zweifeln — du hast es gelernt!
An D i c h zu glauben — nicht! — Dir selbst entfernt
Hast du dich immer mehr — und mehr — und mehr,
Und leerer ward es rings, leerer, und — leer!

Ruhlos dein Geist die weite Welt durchmißt,
Er sucht die Wahrheit, die er — selber ist.

So treibt durch die Jahrtausende — o Bild
Der Schmach! — der mitleidlose Wahn sein Wild:
Bluttriefend, stöhnend, auf der Lippe Schaum
Rast das gehetzte durch den Erdenraum.
Es bricht zusammen — rafft sich auf — und flieht
Zu leerer Fernen endlosem Gebiet . . .

Die letzten Schläge schlägt, o Mensch, dein Herz —
Dann neigt es sich in unerhörtem Schmerz — —

Zum Schweigen sinkt der gelbe Sonnenball,
Und Herrscher wird der greise Mond im All . . .

Ein Tag wird kommen, wo der frevlen Jagd
Des Todes Bote jäh ein Ende macht.

Dann kehrst du dich zu dem Verfolger um
Und bietest ihm zum Todesstoß dich stumm.
Du wartest, während wild dein Herz erbebt —

Was hält die Hand, die sich zum Schlage hebt?

Sie zögert. — Immer noch? — Sie fällt nicht nieder?
Du hebst die staubbedeckten, heißen Lider —
Und schauerst — — Ist es Wahrheit? Ist es Hohn?

Wo ist er hin, er, vor dem du gefloh'n?!

Und leer liegt da die öde, kalte Welt,
Die nun des Sterbenden letzter Fluch durchgellt:
„O Menschheit, jetzt bist du von mir erkannt:
Er iloh sich selbst, der jetzt erst selbst sich fand!“ . . .

Ahasver-Mensch, du gingst zur Heimat ein!
Du bist gerettet, denn du wurdest dein!

Ich kehrte bei mir ein. Mein ward die Welt,
Seitdem ich über sie mich kühn gestellt.

Und wieder braust mein Sturm jetzt durch die Lande.
Ich weiß: auch diesmal sprengt er stärkste Bande.

Nie kommt der Tag, der alle Menschen eint,
Ob den Entnachteten als Frieden scheint —
Wann aber kommt der Tag, der meinen Gruß
Der fliehenden Zukunft windet um den Fuß?
Ich weiß es nicht. Aus meines Lebens Buch
Riß ich das Blatt des Wahns — mir selbst genug.

Geendet ist der Kampf nicht, doch die Qual:
Ich ward mir selbst mein letztes Ideal!

Im Frühjahr 1889

I know

That Virtue owns a more eternal foe
Than Force or Fraud: old Custom, Legal Crime,
And bloody Faith, the foulest birth of Time.

Percy Bysshe Shelley.

Ihr könnt das Wort verbieten —

Ihr könnt das Wort verbieten —
Ihr tötet nicht den Geist,
Der über Eurer Lüge,
Ein kühner Adler, kreist!
Ihr könnt das Wort verbieten,
Doch rollen wird sein Schall
Hin über Eure Häupter
In dumpfem Widerhall!
So lange wird es rufen
Zur Tat die schlafe Zeit,
Wie nach der trägen Mutter
Das Kind verlangend schreit,
Bis auf den höchsten Höhen,
Bis in dem tiefsten Schacht
Der Mensch zum letzten Kampfe
Sich aufrafft und erwacht.
Hei, wie die Steine fallen
Von Eurer festen Burg!
Durch die gestürzten Mauern
Glänzt schon das Frühlicht durch!
Und wenn auch mancher sterbend
An Eurer Lüge sinkt,
Sich auf den leeren Posten
Ein neuer Kämpfer schwingt!
Ihr mögt sein Wort verbieten!
Ich sehe seinen Geist,
Wie er, ein kühner Adler,
Ob Eurer Schande kreist! —
Dann steigt auf toten Trümmern
Die neue Zeit empor,
Und Allen leiht sie freundlich
Ihr immer offenes Ohr!
Dann werden die Tage kommen,
Wo nicht mehr fort und fort

Das Wort der bangen Sehnsucht
Auf durstigen Lippen dorrt;
Wo Keiner Frevel nennen
Die kühne Wahrheit darf,
Wenn sie den Fluch der Lüge
Beleuchtet grell und scharf.
Dann sind wir endlich Sieger!
Und Euch, Euch bleibt die Schmach,
Die auf dem Weg der Freiheit,
Ein trüber Schatten, lag! —
Noch ist in Euren Händen
Die rohe, dumpfe Macht,
Die jedes freien Wortes
In Hochmutsdünkel lacht!
Noch könnt ihr es verbieten:
Das Wort — doch schon sein Geist
Hoch über Eurer Lüge,
Ein freier Adler, kreist!

WELTANSCHAUUNG

Anarchische Gedichte

Eine neue Zeit wird kommen, anders geartet als jene, welche war und welche ist. Langsam wird sie kommen, wie dem Kranken der Tod und dem Genesenden das Leben, aber sicher.

Sie wird den entsetzlichen und unwürdigen Wahn der Autorität und alle jene ihm entspringenden Begriffe, wie: Religion, Nationalität, Staat, Patriotismus, Gesetze, Pflicht, Recht usw., aus dem Bewusstsein und dem Gedächtnis der Menschen streichen und an deren Stelle setzen: Weltbürgertum, Allgemeinheit und Unabhängigkeit; Selbstherrlichkeit und Selbsthilfe.

Und ein neues Wort wird hinzutreten, dessen Segnungen noch Keiner von uns kennt, nur Wenige von uns ahnen: Freiheit!

Denn das Ewig-Einzige beginnt zu siegen über alles Ererbte! —

Ich weiss nicht, wann es siegen wird, aber ich weiss, dass es siegen wird, und zeichne in dieser Ueberzeugung hier in Umrissen die Grundzüge einer Weltanschauung auf, welche nur das eine Ziel kennt: natürlich und vernünftig zu sein.

Die Dichtung der Zukunft

I.

Kein Kind, das in mutwilligem Vergnügen
Sich Blüten von dem Baum des Lebens nascht,
Weltfern, am Waldesrand, in Selbstvergnügen
Nach eines holden Traumes Falter hascht —

Kein Weib, das um die Lüge unserer Tage
Den Schleier stillzufriedenen Wahnes schlägt,
Und unser Herz, vorüber jeder Frage,
Zu einem Paradies des Friedens trägt —

Und keine Greisin, die mit müdem Blicke
Auf das von ihr Erreichte mutlos schaut,
Und still entsagt, sich selber dem ‚Geschicke‘
Hingebend, weil sie sich nicht mehr vertraut —

Nein, eine andere ist unserer Zeit
Verstoßene Göttin Dichtung! — Neue Bahnen,
Zu Zielen führend, welche wir nur ahnen,
Beschreitet sie in hoher Herrlichkeit!

II.

So wird die Dichtkunst unserer Zukunft sein:
Die Wahrheit wird sie ihre Göttin nennen.
In ihrem heißen, sonnenklaren Schein
Wird Tand und Wahn aufflackern und zerbrennen.

Wie dürres Holz aufrucht und sprühend knistert,
So fallen alle frommen, holden Lügen,
Dem glaubensseligen Menschen eingeflüstert,
Und aufwärts steigt in himmelkühnen Flügen

Der Adler Freiheit! — und vor seinem Flug
Rauscht auf die Luft; bei seiner Flügel Schlägen
Zerstäubt der Rauch — und in der Dichtung Buch
— Schau her! — ein neues Wort wird eingetragen!

III.

Sie wird die Bluttat immer Bluttat nennen.
Sie wird die Herrscher von den Thronen geißeln.
Sie wird den Mörder nicht zum Helden brennen
Und seinen ‚Ruhm‘ nicht mehr in Worte meißeln.

Sie wird die Könige nicht mehr besingen —
Sie wird ihr Lied dem Allerärmsten weihn.
Sie wird nicht Rosen um die Schwerter schlingen —
Nein, sie wird auf in wildem Schmerze schreien!

Und die Gerechtigkeit wird zögernd kommen,
Warmleuchtend gießt sich über uns ihr Schein:
Wir werden keine ‚Reinen‘ mehr und ‚Frommen‘,
Wir werden endlich einzig Menschen sein!

Poesie

Hebt hoch des Urteils Wage und beschwert
Die eine Seite mit der Wucht der Fracht,
Die der Verstand, der grübelnde, beschert
Und in der Form der Dichtung dargebracht —

Legt auf die andere dann die leichten Blüten
Der Poesie, den kleinen, duftigen Strauß,
Der unverwelkt nach blinder Zeiten Wüten
Mit Duft füllt unsers Lebens enges Haus —

Laßt dann die Hand! —: Die Wagen werden steigen
Und fallen erst, bis eine höher schwankt,
Und deinem Sinn wird sich die Wurzel zeigen,
Aus der das Glück der Menschheit langsam rankt.

Kampfweise

Der kleine Geist läßt sich in Händel ein,
Der große kennt den Kampf nur um die Sache.
Und weithin flammt sein Wort wie Wetterschein,
Daß es zur Tat die Schwächlichen entfache.

Laß sie doch unten laut vorbei dir treiben
Mit hohlen Phrasen und mit rohem Spott.
Du wirst, der stets du warst, auch immer bleiben:
Vornehm und frei — ihr Gott ist nicht dein Gott!

Das fernste Land der Wünsche — kühn betritt es,
Selbst wenn kein Andrer noch den Pfad betrat.
Wie werden mühlos einst und leichten Schrittes
Die Enkel ernten unsere herbe Saat!

Vorkämpfer

Und als die Ersten sind wir auserlesen,
Die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlich-feigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!

Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
Uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
Dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
Und dennoch sie beherrschen! — Klaren Blickes
In Zukunft schau'n mit eisenharten Mienen
Und schnell mit kühner Hand in des Geschickes

Verworrene Fäden greifen, ehe sich
Zum unlösbaren Knoten unser Leben
Verschlingen kann —; wer rückwärts feige wich,
Der klage nicht — der hat sich selbst ergeben!

Grenzen?

Sie ziehen Grenzen, Grenzen überall,
Und schachteln Alles ein: jedwedes Leben,
Gefühle und Ideen, der Worte Schall,
Die Taten, — ja das ungeborene Streben!

Des Einzelnen Geburt, Leben und Tod,
Und die Gesamtheit teilen sie und teilen.
O welchen, welchen Tages Morgenrot
Wird uns vom Fluche dieser Krämer heilen?!

Und nirgendwo sind Grenzen! — grenzenlos,
Was uns umgibt, die wir uns Menschheit nennen!
Wir möchten uns umfassen, stark und groß,
Allein sie — scheiden, richten, mäkeln, trennen!

Schrankenlosigkeit

Doch bist du frei, dann sei es schrankenlos
Und nirgends, nirgends, nirgends seien Grenzen!
Dann wird dein Denken klar und wahrhaft groß,
Der Welt gehören deines Geistes Glänzen!

Und lebe, wie du denkst! — Nicht aus Systemen
Wirst deines Lebens Bau du aufbauen.
Das Herz wird immerdar das Wort beschämen —
So laß hinfort uns keinem Wort mehr trauen!

Nirgends sind Grenzen! — Nur die Zeit umstellte
Uns Alle mit den künstlich-hohen Schranken.
Doch sie sind morsch! — und unsere Zeit, sie fällt
Die ersten Stützen. — Leuchtende Gedanken,

Sie stiegen auf, gleich Sternen, aus der Nacht,
In der in Irrnis wir versunken lagen —
Sie werden uns als Sieger nach der Schlacht
Zu neuen, nur geahnten Ufern tragen!

Heimat

Ihr klammert Euch an kleinlichen Gedanken
An jenes Land, wo Zufall Euch gebar,
Und fühlt Euch wohl in seinen engen Schranken.
Ob menschlich jemals solche Liebe war?

Heil Euch! — So mögt Ihr dort Euch auch begraben,
Genügsam und zufrieden, klein und klug!
Doch Jene, welche Blut im Herzen haben,
Sie fühlen solche Grenzen nur als Fluch!

Sie lieben auch die Heimat, doch sie breiten
Nach außen kräftig ihre Arme aus,
Und wenn sie heimwärts dann die Schritte leiten,
Wird ihnen zum Gefängnis nicht ihr Haus!

Vaterland

Nicht, wo der Zufall einst die Grenze zog,
Soll meine Liebe sterben und erstehen!
Ich will von freier Warte, weit und hoch,
Die Länder dieser Erde übersehen.

Und wo die Freiheit wohnt, dort will ich leben,
Und wo die Menschen wirklich Menschen sind,
Dort will ich wirken. Aber nimmer kleben
An einer Scholle, ein unmündig Kind,

Ein ganzes Leben. Und wenn immer frecher,
Europa ihre freien Söhne bannt,
Dann rufe kühn: „Ich bin der Freiheit Sprecher,
Und gern vermisse ich mein ‚Vaterland‘!“

Unabhängigkeit

Vertraust du einem Anderen dich an,
Er läßt am Fels des eigenen Glücks dich stranden —
Mit eigenen Händen steure deinen Kahn,
Nur so wirst du im Port der Freiheit landen!

Wie heißt der Quell, an dem mit müden Lidern
Für immer Du die große Sehnsucht stillst?
„Die Unabhängigkeit von deinen ‚Brüdern‘,
Daß gehn du kannst und weilen, wo du willst!“

Für immer auf die eigene Kraft gewiesen,
Erhebst du dich . . . wartest des Angriffs still . . .
Besiegest du — David — Goliath, den Riesen,
Der Mehrheit heißt und dich zertreten will . . .

Weltbürgertum

Ja, größer ist das Herz, der Geist ist freier,
Der Sinn ist edler, und das Wort wiegt schwerer,
Das rings in aller Kleinheit roher Feier
Dasteht der höchsten Freiheit kühner Lehrer!

Liebe die Erde! — Liebe nicht ein Land,
Weil dir ein Zufall dort die Pfade wies.
Ein Land ist niemals frei. Küßt du die Hand,
Die dich in Fesseln zwang? In Knechtschaft stieß?

Brich diese Ketten, die Beschränktheit schürzte.
Ein Frevler, der da sprach: Dies Land ist mein!
Fluch ihm, der dir und mir das Recht verkürzte,
Menschen und Bürger dieser Welt zu sein!

Staat

Der Staat — er falle! — ob er Monarchie,
Ob Republik, ob sozial sich nenne.
Denn nie kann es geschehn, — nie, sag ich, nie —
Daß je im Staat der Freiheit Fackel brenne.

Der Staat ist Zwang. Er kennt nur Herr'n und Knechte.
Wir aber wollen keins von beiden sein.
Wir wollen unsere heiligen Menschenrechte,
Um sie zu deuteln, keinem Zweiten leihn.

Erst wenn sein Joch von unserm Nacken nahm
Die Hand der Freiheit, atmen Alle, Alle!
So lange aber dieser Tag nicht kam
Ertönt mein Ruf: „Der Mörder Staat — er falle!“

Anarchie

Immer geschmäht, verflucht — verstanden nie,
Bist du das Schreckbild dieser Zeit geworden . . .
Auflösung aller Ordnung, rufen sie,
Seist du und Kampf und nimmerendend Morden.

O laß sie schrein! — Ihnen, die nie begehrt,
Die Wahrheit hinter einem Wort zu finden,
Ist auch des Wortes rechter Sinn verwehrt.
Sie werden Blinde bleiben unter Blinden.

Du aber, Wort, so klar, so stark, so rein,
Das Alles sagt, wonach ich ruhlos trachte,
Ich gebe dich der Zukunft! — Sie ist dein,
Wenn Jeder endlich zu sich selbst erwachte.

Kommt sie im Sonnenblick? — Im Sturmgebrüll? —
Ich weiß es nicht . . . doch sie erscheint auf Erden! —
„Ich bin ein Anarchist!“ — „„Warum?““ — „Ich will
Nicht herrschen, aber auch beherrscht nicht werden!“

Partei

Partei ist heute Alles! — Jeder nimmt
Sich seinen Stand in einer; jeder stimmt
Der eigenen Wünsche unberührte Saiten
Nach ihrem Klang; ob innerlich auch streiten

Gedanken und Gefühle scharf dagegen,
Er ist ein Glied der Kette, darf nur regen
Sich innerhalb der streng gezogenen Grenzen,
Und alles Licht, er sieht's wie Schatten glänzen

Durch die papiernen Wände der Partei!
— Wo aber ist der Mensch, der kühn und frei,
Einzig allein die eigenen Wege geht?
Stark jedem fremden Einfluß widersteht?

Und der sein Denken, wie sein Wünschen nicht
Den Wünschen Anderer schwächlich unterstellt?
Der Licht nur will, und Nichts als hellstes Licht,
Zu klären seines Daseins ganze Welt?!

Als Bruder kennt er nur den Freien an
Und reicht ihm gern zu gleichem Kampf die Hand
Und drückt sie fest — doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band!

Herren und Knechte

Ein Hund ist Der, der einen Herrn kennt!
Doch wir sind Herren nicht und sind nicht Knechte!
Schamlose Frechheit wagt es noch und nennt
Knecht einen Anderen, dem die gleichen Rechte

Wie ihm gelegt einst in des Lebens Wiege!
— Ein Jeder sehe, ob er gehen kann,
Doch Keiner sei so hündisch, daß er biege
Sein Knie in Furcht vor einem andern Mann.

Gleich hoch sei jede Menschenstirn gehoben,
Ob sie nun arm sei oder schätzerreich!
Ich will mein Recht, du magst das deine loben:
Für mich, für dich, für Alle ist es gleich . . .

Arbeit

I.

Arbeit, du Wort, um das die Welt sich windet
In Krämpfen, welche heute so die Zeit,
Die kranke Zeit, durchschütteln, daß erblindet
Vernunft dem Wahnsinn ihre Zügel leiht!

Die Sklavin Arbeit will zur Herrscherin werden —
Wer jauchzt nicht, der die große Kunde hört,
Daß endlich die Verachtete auf Erden
Und heuchlerisch Gepriesene sich empört?

Sie sprengt das Tor der Zeit mit derben Händen.
Doch sie — die noch nicht ihren Wert erkannt,
Verkauft dem Wahn sich, ihre Schmach zu enden,
Ihm, welcher in ein neues Joch sie spannt!

II.

Noch immer will sie sich nicht selbst verwerten!
Die Händier treibt aus ihrem Tempel sie
Und setzt in seine Hallen, die sich leerten,
Den Götzen Staat — ihn, der erhört sie nie!

Der schützt den Einen und beraubt den Andern;
Die Ersten trägt er mühelos ans Ziel
Und läßt die Letzten tief im Staube wandern;
Und ruchlos treibt mit Allen er sein Spiel . . .

Erst — nicht wenn, wie Ihr wünschet, freigegeben
Die Arbeit ward — nein, wenn sie selbst sich frei
Von ihren Herren machte, kann ein Leben
Erwachsen, welches wert zu leben sei.

III.

Ihr sagt: „Nichts ist, was ich mir selbst verdiente,
Gemeinsam ward, was wir erreicht, getan.
Darum kannst du, den unsere Kraft umschiente,
Zurück nur geben, was du erst empfahn!“

So sucht zu Eurem Dienst Ihr mich zu zwingen
Und meine freie Kraft. Ich aber bin
Der Eure nicht. Es schwebt auf eigenen Schwingen
Der Eigene zum eigenen Ziele hin.

Ihr aber: bisher Sklaven nur der „Einen“,
Ihr werdet Sklaven nur der „Andern“ auch —
Der Freiheit-Sonne neuerwachtetes Scheinen
Löscht trüber, düsterer, kalter Nebelhauch . . .

IV.

Gebt Raum, Ihr Allesgleicher! — Seht sie steigen
Und fallen, jene lebenquellende Kraft,
Sie, die den Einzelnen dem starren Schweigen
Eurer Zusammenwürfler kühn entrafft!

Ist mein nicht alle Arbeit, die ich tue?
Sie, die aufs Spiel gesetzt, wird sie verspielt?
Mein mein Betätigen? Mein meine Ruhe?
Und Feind nicht Jeder, der sie mir bestiehlt?

Natur schuf uns zu ewig wachem Streite —
Glaubt nicht, daß Ihr zum Frieden je ihn bannt.
Doch daß er sich zum freien Wettstreit weite,
Das, Zukunft, liegt in deiner starken Hand.

Gesetze

Ihr seid die Diebe, die Ihr ohn' Erbarmen
Dem Unbeschützten stiehlt sein heilig Recht!
Ihr seid die Elenden, die Ihr dem Armen
Sein letztes Brot zu nehmen Euch erfrecht!

Und Ihr die Mörder, denn Ihr mordet ihn,
Der nicht, wie Ihr, in Glanz und Glück geboren,
Dem nicht wie Euch, die rohe Macht verlieh'n!
Sprecht: Wer hat Euch zu Richtern je erkoren?!

Ihr war't es selbst! Um Euer kleines Leben,
Das bluterkaufte, länger noch zu retten,
Habt mit Gesetzen Ihr Euch dicht umgeben!
Gewalt heißt Euer Recht, und Kerkerketten!

Recht spreche Jedem einzig sein Gewissen,
Und wo es schweigt, sei nicht das Urteil dein!
Wenn der Gesetze letztes Blatt zerrissen
Wird ausgelöscht die letzte Sünde sein . . .

Atheismus

Vielleicht, wenn einst die müden Augen brechen,
Wenn niedersinkt des Todes finstere Nacht,
Daß ein Gebet dann meine Lippen sprechen,
Das nie im Leben der Verstand gedacht.

Vielleicht, daß ich mit einer Lüge scheide
Von einem Sein, das Wahrheit nur gekannt,
Wenn ich des Lebens letzte Schmerzen leide
In Angst und Nacht und Irrsinn festgebannt.

Dann unterlag mein Geist; dann brach mein Wille!
Dann floh Vernunft! — Doch wenn ich es vermag
Dann künde noch der letzte Schrei, der schrille,
Dann künde noch des Herzens letzter Schlag:

„Ich glaubte nie an einen Gott da droben,
Den Lügner oder Toren nur uns geben.
Ich sterbe — und ich wüßte Nichts zu loben —
Vielleicht nur Eins: daß wir n u r e i n m a l l e b e n !“

Kommunismus

I.

Glaubt nur an Liebe! — Ihr, die Atheisten,
Die, wie Ihr rühmt, von Gott sich frei gemacht,
Ihr seid die unverbesserlichsten Christen —:
Ihr folgt der Lehre, die Ihr doch verlacht.

O wunderlicher Zwiespalt der Gefühle!
Ihr fegt der Worte Oberfläche rein —
Aus ihrem wüsten, lärmenden Gewühle
Kehrt nie Ihr in der Worte Tiefe ein.

Ihr glaubt — und hofft — in selig-wirren Träumen
Irrt Euer Wahn um eine ferne Welt,
Bis — in unwirklich-wesenlosen Räumen
Verirrt — er seine letzten Flüche gellt . . .

II.

Es ist nur eine lange, lange Kette,
Die jene Lehre um den Fuß Euch wand,
Sie, welche Liebe lehrte . . . „Sie errette
Uns und die Welt!“ schreit Euer Unverstand.

Mich aber packt ein Grausen vor Euch Toren,
Das nah und immer näher mich umschleicht,
Wenn ich Euch sehe, wie Ihr — stets verloren —
Dem Feinde selbst den Griff der Waffe reicht,

Mit der er Euch vernichtet! — Und mein Grauen,
Es wird von keiner Hoffnung mehr erhellt:
Statt eine neue Welt Euch aufzubauen,
Glaubt Ihr — und schreit nach einer neuen Welt!

III.

Das Grauen vor der neuen Weltgestaltung,
Die weher Sehnsucht Wahnbild bleibt und ist . . .
Wo ist dann Freiheit noch? Und wo Entfaltung,
Wenn Keiner sich mehr an dem Andern mißt?

Was Staat jetzt heißt, wird dann Gemeinde heißen,
Der Einzelne wird mehr und mehr unengt,
Ihm ist versagt, sich los und frei zu reißen,
Er ist in — Rosenketten eingezwängt!

Die ‚Liebe‘ breitet ihres Mitleids Schwingen
Ueber der Tage unentschiedene Schlacht:
Sie lähmt dein Leben, meines Geistes Ringen;
Mein Lachen und dein Weinen sind bewacht;

Und bleigrau-öde, trübe Langeweile
Sinkt auf die Welt herab, ein Leichentuch —
Erfüllung hemmt des letzten Wunsches Eile
Und schließt des Lebens unverstandenes Buch . . .

Freie Liebe

Frei sei die Liebe! — Keine Kette binde
Die Hände, die der freie Wille fügt!
Vielleicht, daß einst das Auge dir, das blinde,
Die Wahl des ersten, heißen Fühlens rügt —

Dann sollst du frei sein! — Kommen soll und gehen
Der Mann zum Weibe, und das Weib zum Mann,
So frei wie droben frei die Winde wehen!
Frei sei die Liebe! — Wahrlich dann erst, dann:

Dürft Ihr von Liebe sprechen, Sittenwächter,
Die Ihr uns unser Liebesglück nicht gönnt,
Und — echter Lebenslust arme Verächter —
Zu tadeln wagt, was nicht verstehn Ihr könnt.

Hinweg mit Euch! — Gezählt sind Eure Tage.
Natur, die starke, ist in uns erwacht,
Und sie zermalmt mit einem Flügelschlage
Gesetze, Sitten, Euch und Eure Macht!

Moralisten

Ich weiß nicht, wen ich heißer als sie hasse:
Die Moralisten — diese Heuchlersippe!
Sie sind wie Wachs, wo ich sie auch erfasse,
Und lachend spotten sie der schärfsten Klippe.

Wo die Natur schreit, seht Ihr sie beschwichtigen!
Wo Wahrheit redet, lächeln sie voll Hohn!
Sie haben überall aus Worten, nichtigen,
Aus halben Lügen sich erbaut den Thron.

Wo wir sie endlich ganz zu fällen trachten
Und mit Verachtung sie zu treffen wännen,
Da stehn sie lächelnd: „Wie? — wer kann verachten
Uns, welche alle ‚Guten‘ doch umlehnen?“

O diese Selbstbewußten! — Wann kehrt endlich
Die eigene Lüge gegen jene sich,
Und klafft — für Alle plötzlich g a n z verständlich —
Aus Tagen auf, von denen Wahrheit wich?!

„Ich“

Ich hebe mich empor! — Ueber die Anderen
Erhebt sich hoch und frei mein stolzes Ich!
Wie lange hat es — nach wie langem Wandern? —
Gewährt, bis endlich ich gefunden — Mich!

Nun wandere ich allein. Anders erscheint mir
Die Welt, seit ich mich ihr nicht gebe hin:
Kein Lachen lacht mir, und kein Weinen weint mir,
Ich bin kein „Einer“ mehr — nur Ich ich bin!

Nichts weiß ich heute mehr von jenem Wahne,
Dem letzten, der mich einzwang in sein Joch:
Der nicht mehr müden Hand entsank die Fahne,
Die Liebe heißt. — Ihr lacht? Zermalmt mich doch!

Gegenwart und Zukunft

Die Weiten liebe! — keine sei dir weit
Und keine frei genug, wo du magst gehen!
Doch rückwärts schaue nie! — der toten Zeit
Mußt dann du in die toten Augen sehen;

Wirst tausend Arme fühlen dich umklammern
Und tausend Laute hören, die dich hemmen,
Und du bist stark genug nicht, diesem Jammern
Entgegen dich, entgegen dich zu stemmen!

Der weiteste Gedanke sei der deine!
Greif' ihn bei seinem Fittich, lichtbesäumt!
Dort schweife in dem tagesklaren Scheine,
Wo kein Gefühl mehr von Gewesenem träumt!

Mehr kannst du nicht! — Und sollst du sterbend sehen,
Daß Hochgedanken, freier als die deinen,
Die Welt mit neuem Flügelschlag durchwehen —
Du mußt in Wahn zu sterben nicht vermeinen!

Du warst so frei, wie dir es möglich war . . .
Sind freier noch, die nach dir kommen, dann
— Auf! preise neidlos glücklich ihre Schaar!
Du siehst: es fällt die Welt aus ihrem Bann.

Du kämpftest gegen ein Gott noch — Jene,
Sie leben zweifelfrei in Wahrheit schon!
Du spanntest gegen Herrscher deine Sehne —
Sie wissen nicht mehr, was das ist: ein Thron!

Du kämpftest gegen Staat, gegen Gesetze —
Sie leben frei und wissen nicht mehr, daß
Wir ihnen stark erkämpft der Freiheit Schätze,
Denn fremd ward ihnen unser heißer Haß!

Wir in der Gärung — jene in der Klarheit!
Wir noch im Streit — und schon im Frieden sie!
Wir noch die Sucher — Träger sie der Wahrheit!
Und sie im Glück, das uns — gelächelt nie .

Egoismus

Ich nehme dich, du totgeschmähtes Wort,
— Denn ich verstehe dich! — in meine Arme.
Ich weiß: du bist der Freiheit letzter Hort,
Und darum sage ich zu dir: Erwarme!

Erstarke, Egoismus! — Sieh, die Flut
Des Wahns der Liebe regt und wächst und schwillt,
Und was an Wahrheit in der Tiefe ruht,
Zeigt sich als dein verzerrtes Ebenbild.

Nicht Haß, nicht Liebe liegt auf deinen Zügen,
Der Friede nur, der stets sich selber hält —
Wann räumst du auf mit allen frommen Lügen?
Und wann regierst in Jedem du die Welt? —

Hinter dem Tode

„Den Flammen sollt Ihr meinen Körper geben,
Sobald der letzte Atemzug getan,
Denn Tod ist Ende! — Daß ein zweites Leben
Entsprieße ihm, ist eitler Torenwahn!“

— So war dein letztes Wort, du großer Denker.
Sie aber taten nicht, wie du begehrt.
Die einst im Leben Deines Geistes Henker,
Verlachten, was dein letzter Wunsch gelehrt.

Sie scharrten abseits dich der Kirchhofgrenzen,
Um dich zu schänden. Doch sie ehrten dich
Weit höher so, als mit erlogenen Kränzen:
Dein Leben und dein Tod — sie glichen sich.

Im Leben einsam, fernab ihren Schaaren;
Dein „Ich“ behauptend in der feilen Welt —
Im Tod selbst Allen fern, die feind dir waren,
Von keinem Kreuz der Lüge mehr umstellt —

Das war, was du gewollt! — Wenn auch mit Beten
Kein Weinender zu deinem Grabe wallt,
So wird doch einst erschauernd zu ihm treten
Jenes Geschlecht, dem all dein Denken galt.

Freiheit

I.

Sagt nicht, daß frei wir sind! — Noch wird das Wort,
Das wie ein Hauch die dumpfen Zelte lüftet,
In die sie sich verkriechen fort und fort,
Noch wird es unterdrückt! — und wie zerklüftet

Auch unser Fühlen, unser Denken sei:
Die bange Seele muß den Atem halten
Und darf hinaus nicht rufen, stark und frei,
Was sie bedrängt! — Wie vor dem Schnee, dem kalten,

Der Frühling schaudert, schweigt ihr Wünschen sie
Und sucht es ängstlich, ängstlich zu verbergen . . .
Das ist nicht Freiheit! Täuscht Euch nicht! Noch nie
Sahn wir befreit uns von der Knechtschaft Schergen.

II.

Sagt nicht, daß wir frei sind! Als Frevel noch
Gilt jedes Wort den blinden, feigen Schaaren,
Das kühn zu sprengen sucht das Eisenjoch,
Das auf uns liegt seit so viel trüben Jahren.

Sie spritzen ihre Schmach auf uns, um dann
Mit frechem Finger auf uns hin zu zeigen:
„Seht Ihr den Makel dort an jenem Mann?
Er geht in der Verworfenen blutigem Reigen!“

So nennt Ihr Haß, was einzig Liebe ist!
So scheltet Aufruhr Ihr, was nur Empörung!
Und streut ins Ohr der Lebenden mit List,
Wie immer, leere Worte der Betörung!

III.

Jedoch Ihr fürchtet uns! Euch treibt das Grauen
Zu immer tolleren Wahnwitzsprüngen an!
Ihr könnt dem Freien nicht ins Antlitz schauen,
So werft Ihr ihn in dumpfer Kerker Bann.

Doch wähnet nie, die Freiheit aufzuhalten!
Armselige Toren, lernet: daß der Fluch
Der Unterdrückten kreist ob Eurem Schalten.
Lernt es aus der Geschichte blutigem Buch!

Lernt es und zittert! — Ehe noch gesunken
Dieses Jahrhundert wieder in Nacht,
Hat unsere Erde Euer Blut getrunken,
Ist sie vom Schlummer dräuend aufgewacht!

ZWISCHEN DEN TAGEN

Und unsre Tage wandeln weiter
In ihrer ausgetretenen Bahn,
Schon dehnt die Flut sich breit und breiter
Und sendet Grüsse dem Orkan.

Der naht auf dunklen Wolkenflügeln.
Wie lange — er wird bei uns sein!
Schon auf den nachtumwehten Hügeln
Flammt es wie blutiger Widerschein.

Chicago

I. Vor dem Morde

An die Gemordeten

Ueber die Länder und über die Meere
Sendet Euch seinen aufschreienden Gruß,
Was in den Ketten zermalmender Schwere,
Was im Elend verkommen muß!

Daß nicht die Armut ihr Letztes verliere,
Während die Erde ihr Zerrbild umtanzt,
Habt Ihr — der Wahrheit Pioniere —
Drüben die Fahne der Freiheit gepflanzt!

Weil Ihr der Menschheit mißhandelte Knechte
Mehr als das eigene Leben geliebt,
Weil Ihr des Herzens edelste Rechte
Selbstlos in liebendem Eifer geübt,

Weil Ihr Menschen war't, sollt Ihr sterben!
Aber die Schmach fällt auf Jene zurück!
'Mensch sein' — das heißt heute: verderben;
'Mensch sein' heute: — entsagen dem Glück . . .

Doch, Genossen, noch seid Ihr gefallen
Unter den Händen der Schlächter nicht,
Und unseres Schmerzes aufzürnendes Schallen
Drohend den Elenden Rache verspricht! —

Naht unser Tag nicht? — Hat ihr Verderben
Noch nicht die Mörder des Rechtes erreicht?! —
Dann, Genossen, dann sei Euch das Sterben
Für Euren herrlichen Glauben leicht!

Wißt: umsonst nicht als Schrankenbrecher
Stießet die Tore der Zukunft Ihr ein!
Wißt: wir Lebenden werden die Rächer
Eures geheiligten Todes sein.

16. Oktober 1887

II. Nach dem Morde

An die Mörder

Es ist gescheh'n! — Und schauernd wendet sich
Von Euch, den Mördern, eine Menschheit ab!
Nicht jene Menschheit, die in Nacht und Irrsinn
Begraben liegt am Morgen eines Tages,
Der schon die Erde segnend überleuchtet —
Nein, jene, welche durstigen Herzens schon
Die ersten seiner Strahlen in sich trank!

Schauernd von Euch, den blutbefleckten Mördern!!

Vergebens waren alle jene Rufe,
Die Menschlichkeit — nichts mehr — von Euch verlangten.
Nur Menschlichkeit! — Daß nie Gerechtigkeit
Von Euch uns werden würde, wußten wir.
Nur Menschlichkeit! — Doch Ihr — verlachtet sie!

Es ist gescheh'n! — Von Furcht und Qual bedroht,
Von des Gewissens scharfem Biß gefoltert,
Habt Ihr — die feigen Knechte feiger Räuber —
Durch Eure Henker sie erwürgen lassen!

Es ist gescheh'n! — Hört unsern Fluch! — den Fluch
Von Millionen, die in dieser Stunde
Sich schauernd ab von Euch, den Mördern, wandten:
Es breite über jeden Eurer Tage
Der Schatten sich des Sterbens, bis der Tod
— Derselbe Tod, den Ihr zu meistern wagtet —
Euch einzig noch Erlösung scheint vom Leben;
Und dann — verlasse Euch der Tod! Dann — lebt! —
Euch rühre jede Nacht in jeder Stunde
Die kalte Hand des Rächers an und reiße

Euch auf vom Lager! — Das sei Euer Leben! —
Und Euer Sterben dies: verlassen; freundlos;
Gehaßt von Euren Kindern; und verabscheut
Von Allen, die Ihr liebt; verflucht; verachtet
Erhebe sich vor Euren starren Blicken
In letzter Stunde einmal noch das Bild,
Das Eurer Tage nie versöhnter Schatten
Und Eurer Nächte dräuend Schreckbild war!
Dies unser Fluch! Vernehmt ihn! Lebt! und sterbet!

Es ist gescheh'n! — Wohl starben unsere Brüder,
Jedoch sie werden leben in uns Allen!
Sie sind die ersten Opfer nicht der Zukunft,
Und werden nicht die letzten sein — uns Alle
Berührt der Fittich unserer dunklen Tage.
Wenn einst die Menschen nach unzähligen Kämpfen
Gelernt, was ‚Mensch sein‘ heißt, und ‚menschlich handeln‘,
Dann werden sie — wie wir in diesen Tagen —
Mit Abscheu sich von jenen Mördern wenden,
Und es versteh'n, warum in unsern Herzen
Die Liebe starb und Haß erstehen mußte.

13. November 1887

III. Ein Jahr später

An die Ueberlebenden

Ein Jahr ging dahin. Die verzehrende Glut
Der Seele, nun ist sie verlodert!
Im Grab der Vernunft sind Verzweiflung und Wut
Und mein Haß zur Wehmut vermodert.

Und heute, wo ich endlich fand
Mich selbst in dem wilden Orkane,
Schreibt fest und langsam meine Hand:
„Auch Ihr seid gestorben im Wahne!“

Mein Glaube war nie der Eure: Ihr habt
Auf das ‚Volk‘ gebaut, auf ‚das treue‘,
Und als Ihr Euer Leben ihm gabt,
Da mußtet ihr sterben in Reue

Mein Glaube war nie der Eure — und jetzt,
Jetzt weiß ich, warum Ihr gestorben:
Weil Ihr Euer Heil auf die Liebe gesetzt,
Hat sie Euch als Opfer erworben

Mein Glaube war nie der Eure: der Feind
Lehrt Liebe auch und — verlacht sie!
Erst wenn er ihr bestes Glück verneint,
Hat er zur Erkenntnis gebracht sie . . .

Hier der ewige Winter. Doch auf Euer Grab,
Wo so herrliche Herzen verlohten,
Sinkt nun ein lächelnder Frühling herab —
Nur Euch lächelt er nicht, den Toten!

Der letzten Rosen betäubender Duft,
Zerfließend gleich schwindendem Wahne,
Umschmeichelt mein Haupt — ich grüße die Gruft
Dort jenseits der Ozeane . . .

Lebt wohl! — Es enthebt Euer blutiges Bild
Sich dem rasenden Zeitenge triebe.
Uns aber beschirmt ein ehernes Schild:
„Wir glauben nicht mehr an die Liebe!“

Lebt wohl! — — — Noch einmal redet mein Mund,
Ein Mund, der nie gelogen,
Zu Euch, den Lebenden. Und Euch kund
Tut er, warum Ihr betrogen.

Es ist Eure eigene, doch sühnbare Schuld,
Daß so arm Euer Leben und Sterben!
Euer Wahn, Euer Glaube und Eure Geduld,
Sie sind es, die Euch verderben!

Was sind denn Treue? Was Recht? Und was Pflicht?
Nur Worte, Worte, Worte . . .
O seht, es bricht ein leuchtendes Licht
Durch der Lüge goldene Pforte!

Und es sinkt von den Stirnen, von Gram beschwert,
Der Lorbeer des Märtyrertumes,
Auf die sich in dunkelster Stunde geleert
Die Schale des schrecklichen Ruhmes —;

Und Freude wuchert aus Gräbern, die
In Wahrheit vergessen jetzt nicht mehr . . .
Wer hat sie gemordet? — Ihr, welche Ihr nie
Getaucht in der Wahrheit Lichtmeer!

Gott Volk, jetzt habe ich dich erkannt:
Ich erreichte im Ozeane
Die Insel, wo die Erlösung ich fand:
„Wer Gott stirbt, stirbt im Wahne!“

Wann hebst du dich endlich aus deiner Schmach,
Du, das an sich selbst verblutet? —
Wenn der letzte Nacken knirschend zerbrach,
Wenn die letzte ‚Liebe‘ verglutet!

Jetzt vernahmt Ihr es Alle, die Ihr bereit
Für die Zukunft steht im Gefechte:
Wenn Ihr die Stärkeren geworden seid,
Dann seid Ihr — „in Eurem Rechte!“

1888

IV. An dem Grabe

I.

Hier also ruht Ihr! — Schweigend-ernste Stätte, wie feierlich! —
So namenloser Leiden Schlumberbette, still grüß ich dich! . . .
Ich neige mich . . . Doch dann den Blick erhebend, seh' ich dich,
Weib,
Stolz, hochgerichtet, ob in Schmerzen bebend den starken Leib,
Und frage dich: „Was schützst du deine Söhne im Sterben erst,
Statt daß du sie die Freude, Lust und Schöne der Freiheit lehrst?! —“

O lange, lang' genug nun Unterlieger! Kein Opfer mehr! —
Es trete nur der Zukunft froher Sieger noch vor dich her!
Wie deut' ich deine wilde Zorngebärde, den stummen Schrei?
„Fünf modern hier in dieser schweren Erde; doch drei — sind frei!
Und wie ich diese drei aus deinen Klauen, Gewalt, dir riß,
So sicher werde ich den Morgen schauen der Finsternis!“ —
So ward die Antwort meiner Zweifelfrage an diesem Ort.
Und Hoffnung trag' ich statt der alten Klage vor hier mit fort! . . .

II.

„Not murderers, but murdered.“
Benj. R. Tucker.

„Gemordet, keine Mörder!“ — Grabt die Zeilen auf diesen Stein
Bei unserer Tage wahnsinnstollem Eilen für ewig ein!
Daß jedes Herz fängt zornvoll an zu schlagen, reu-übermannt;
Daß jedem Geiste es beginnt zu tagen; daß, wer hier stand,

Und es flüsterten rings die Wellen,
Und höher und höher stieg
Die Freude —. Wir tranken den hellen
Wein, und die Lippe schwieg.

Und in dieser heiligen Stunde,
Die nie ein Wort bemißt,
Vereinte sich still zum Bunde,
Was getrennt nun untrennbar ist —

Und wir saßen, und schwiegen, und tranken —
O Nacht, wie keine war!
Du, die im Vorüberschwanken
Ein entschwundenes Glück gebar,

Wann kommst du dem Einsamen wieder? —
Wenn der Freund kommt über das Meer?!
— Es rufen dich meine Lieder!
Meine Sehnsucht ruft dich her!

Das zweite Fest

Am Wallensee, 11. Juli 1891

Wir feiern das Freiheits-Fest aufs Neue,
Wir feiern es wieder am alten Strand —
Das ist des Himmels herrliche Bläue,
Das ist der Firsten ragende Wand!

Das sind des Wallensees träumende Fluten,
Das ist derselbe freundliche Wein!
Und wieder flammen die Worte in Gluten —
Wie damals, so soll es auch heute sein!

Wir rufen ein Hoch den Knechtschaftshassern!
Ein Hoch der kettenbefreiten Welt!
Da sprüht die Sonne über den Wassern,
Auf denen sie ihren Schlummer hält . . .

Es ist desselben Lichtes Gefunkel,
Das einst in unsere Gläser schien . . .
Doch auf die Freude fällt Schattendunkel —
Wo bleibt der Dritte? — Wir rufen ihn!

Das dritte Fest

Am Wallensee, 13. September 1894

Und wieder seh' ich die drohenden Firsten!
Gewandert viel, geschlagen viel,
Hat mich ein Zufall hierher getragen —
Denn er treibt immer sein altes Spiel.

Da rief ich den Freund. Er war ja nah' mir . . .
Ihn hatten zurück in sein Heimatland
— Ins Land der Bündner, das trotzige, stolze —
Der Zwang und die Sorge des Lebens gebannt.

Er kam. Wir reichten uns schweigend die Hände
Und sahen uns in die Augen lang.
Es galt der erste Gedanke dem Dritten.
Wo war er? Fern, ach, fern und krank!

Und er sprach trüb': Wir seh'n ihn nicht wieder.
So weit trägt ihn sein Fuß nicht mehr . . .
Ich aber sagte: Ein Etwas in ihm,
Ein Etwas treibt ihn wieder her,

Mit uns der Freiheit Fest zu feiern
Zum letzten, zum allerletztenmal,
Und kann er nicht gehen, so werden ihn tragen
Die Arme der Liebe in dieses Tal . . .

Wir schwiegen. Gedanken hielten uns beide,
Wie Gram und Zweifel entstehen sie läßt.
Und schweigend feierten wir der Freiheit
Geliebtes, ersehntes, drittes Fest . . .

Der Regen strömte; in Wolkenschleiern
Verborg sich rings das trauernde Land.
Und dennoch blitzte ein Sonnenleuchten
Zuweilen hinter der schwarzen Wand.

War es der Freude reines Gefieder? —
Evoë! — Da wurden die Gläser leer . . .
Und wir sprachen und tranken und sprachen wieder,
Gesungen haben wir nicht mehr.

1919

Die Sonne steigt. Es reift die Saat.
Die Zeit der großen Ernte naht.

Wie Alles in die Halme schießt!
Wie Alles drängt, und grünt, und sprießt!

Jedoch was sieht mein Auge? — Dorn
Und Dickicht wuchert durch das Korn.
Rings liegt die junge Frucht erstickt —

Gewalt, Gewalt, wohin es blickt!

— Es reift die Saat, doch nicht für mich:
Denn Freiheit, Freiheit wollte ich!

ARMA PARATA FERRO!

Ein soziales Gedicht

1886

Zuviel des Hohn's, zuviel der Schmach wird täglich euch geboten:
Doch muss der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muss erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig:
Erhob'nen Armes, weh'nden Haar's, dasteht er wild und prächtig;

Indessen bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen,
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet, seid bereit!

Ferdinand Freiligrath. 1848.

„Nur der liebt die Wahrheit, welcher
die Lüge bekämpft.“

— Die Stadt verließ ich, das engende Haus,
Und schritt in die dunkelnden Fluren hinaus,
Wo die Weltstadt ihr letztes Elend gebiert
Und der Pfad sich in freiere Weiten verliert . .
Seit langen Monden zum erstenmal
Entronnen der wirren, betäubenden Qual,
Entronnen dem knechtenden, eisernen Bann —
Wie mutet die Stille so seltsam mich an!
Dort hinter mir lagen zersplitterte Jahre,
Verloren dem Leben, gewonnen der Bahre,
Gewandelt im drückenden Alltagsgleis,
Das von befreienden Zielen nichts weiß.
Denn verloren der Tag, der in Nacht uns zerstob,
Bevor er zu lichterem Höhen uns hob!
Wie viele leben ein Leben lang,
Das niemals ein Strahl der Erkenntnis durchdrang,
Das niemals gemessen mit ewigen Maaßen
Des eigenen Daseins gewandelte Straßen! . . .

Ein Herbsttag war es. Mit nebliger Kühle
Kämpfte der Sonne ermattende Schwüle.
Ich schritt gradeaus durch die dunkelnde Flur,
In Furchen verlor sich des Weges Spur.
Ein Hügel türmte sich vor mir auf,
Ich eilte ihn klimmenden Fußes hinauf.

Gesträuche deckten den Boden. Ein Baum,
Ein einsamer, krönte der Höhe Saum.
— Und schwüler ward es . . . Ein Wetter zog
Von ferne herauf, und zitternd bog
Der Baum die Krone. Der Nebel verwehte.
Scharf in die Ferne mein Auge spähte.
Doch die lag mit dämmernden Schleiern verhängt,
Lichtlos in Abendschatten versenkt.
Zum Himmel sah ich empor. Dort zogen
Die Wolken herauf in düsternden Wogen.
— Ein Bangen ergriff mich, doch nicht vor dem Wetter . .
Ich liebe den Sturm den großen Erreter,
Vom Staube des Tages!

Es tat vor mir auf
Sich meines Lebens beengter Lauf,
Und ich schrie empor nach dem blendenden Licht,
Das die Ketten des menschlichen Könnens zerbricht!
— Da strömte der erste Regen hernieder,
Und wieder schrie ich empor! — und wieder! —
Die Donner grollten. In meine Qual
Zuckte hernieder der erste Strahl!

Da jauchzte ich auf in stürmischer Wonne:
Das ist mein Licht! Das ist meine Sonne! — —
Und Blitz auf Blitz nun, und Schlag auf Schlag —
Und jeder ein Glied der Kette zerbrach:
Mir war, als tobte in diesem Gebraus
Mein langgenährtes Zürnen sich aus,
Und von den Lippen floh mir ein Lied,
Wie in mächtigen Stunden es Herzen durchzieht:

O käme die Stunde, o käme sie bald,
Wo in Staub zerfällt, was morsch und was alt,
Und wo auf den Trümmern ein Bau sich erhebt
Geeinigter Ordnung, die einzig nur strebt,
Das Recht der großen, der elenden Schaaren
Mit sicheren Händen gerecht zu bewahren!
Dich rufe ich, dich, mein geliebtes Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Das so Unendliches schon erreicht —
Bevor dein Fuß von uns scheidend weicht,
Schenke Gerechtigkeit allen den Seelen,
Die sich im Staube für Andere quälen!
Du hast Taten getan, wie keines vor dir,
Genießen doch alle der Segnungen wir —

Ich muß dich lieben! — ich muß! ich muß!
Und fühle, ich sterbe an deinem Kuß!
Du hast den Geist und das Herz nicht beachtet,
Und nun, wo dein Abend uns schattend umnachtet,
Stehen wir da — und streben und fasten
Und haben nach Tages Mühen und Lasten
Verlernt, unsere Herzen und Sinne zu laben
An dem, was das Herrlichste: geistigen Gaben!
O mein Jahrhundert, du mein Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Du hast Taten getan, wie keines vorher!
Die Erde beherrschtst du, die Luft und das Meer,
Und hast doch im wilden Taumel vermessen
Der großen Wahrheit des Lebens vergessen!
— Ueber der Tat steht der freie Geist,
Der ihr erst die Pfade zum Ziele weist!
Das Herz verhärtet, erhaltet den Sinn
So schleifst deine Kinder durchs Leben du hin,
In fieberndem Rasen dem Abgrund zu —
Wann schenkst du uns wieder beglückende Ruh'?

Und flehend sank ich zur Erde nieder:
O Kindheit der Menschheit, kommst nimmer du wieder?!
In welchem Schmerze barg ich die Stirn
In den kalten Händen, mein fieberndes Hirn
Wollte zum Lichte den Ausweg nicht finden
Aus Weh und Verzweiflung, aus Angst und aus Sünden!
— Die Donner grollten. Ein neuer Blitz
Zuckte hernieder auf meinen Sitz.
Ein Grabstein war es, und bei dem Schein
Las Züge von Menschenhand ich auf dem Stein . . .
Wild riß da die wuchernden Ranken ich fort,
Mich dürstete nach lebendigem Wort.
Blitz sprühte auf Blitz weißleuchtend herab,
Und Ranke auf Ranke riß fort ich vom Grab.
Gegraben mit wenig geübter Hand
Ein Wort ich — ein zweites — ein drittes ich fand!
Und bei des Blitzes hellzuckendem Strahl
Las leuchtenden Blick's ich zum andermal:
„Arma — parata — fero!“ — „Bereit
Trag' ich die Waffen — zum siegenden Streit!“
Da löste der Bann sich von meiner Brust,
Und ich rief die Worte in jubelnder Lust
In den Sturm hinaus, und die Wetterschlacht —
Das Wort war gefunden, das frei mich macht!

Wer ruht hier! Wer ruht hier nach freudigem Streit?
Wer war noch im Tode zum Kämpfen bereit?
War er ein Krieger? Mit schneidigem Schwert
Und blitzender Rüstung zum Nahkampf bewehrt?
War er ein Denker, deß' strahlendes Wort
Die Lüge scheuchte, die Falschheit fort?
— Wer dieses Wort sich zur Leuchte ersann,
Wer er auch war — er war ein Mann!
Und ist sein Name in Nacht auch getaucht,
Sein Wort lebendigen Odem haucht — —
— Ich raffte mich auf und sprang empor,
Da grollte der Donner mir wild in das Ohr:
Auf, stelle dich in der Kämpfenden Reih'n,
Eines Toten Wort laß Richtschnur dir sein,
Nimm selber die schärfsten Waffen zur Hand,
Wirf selbst in die Herzen den lodernnden Brand
Und glaube mir: Jeder ist Kind seiner Zeit,
Mit ihr dem Verderben unrettbar geweiht!
Den Nachgeborenen erkämpfe den Frieden,
Der dir nicht und deinen Genossen beschieden.
Du darfst nur von ferne das Morgenrot
Schaun, wie die Gipfel der Zeit es umloht,
Doch nimmer frohwandeln im Sonnenlicht,
Wie hell über spätere Geschlechter es bricht.
Siehst du die Wolken am Himmelsrand?
Sturmkündend fliehen sie über das Land.
Grau ist und düster der Himmel verhängt —
Ihr wandelt dahin, in Ketten gezwängt!
Verjagt den sonnehemmenden Flor
Und rafft Euch zum freien Lichte empor!
Siehst du der Blitze goldsprühenden Brand?
Sie hellen ein elendes, schmachthendes Land —
„Wann kommt das Licht?“ — Du fragst nach dem Wann?
Solange Ihr zaudert, zu brechen den Bann,
Den lange Jahre um Euch gezogen,
Die Euch um das Glück eures Lebens betrogen;
Solange ein Mensch noch an Wege verhungert
Und ein anderer am brechenden Tische lungert;
Solange der Eine sich Herrscher dünkt
Und den Fuß auf den Nacken des Andern zwingt —
Solange ihr diese Bande nicht sprengt,
Ist Fluch über Euch und Elend verhängt!
„Wann kommt das Licht?“ — So höre mich an:
Wenn mutig gebrochen der knechtende Bann;
Wenn vom Haupte der Herrscher die Krone fällt,
Auf den Trümmern des Thrones ihr Szepter zerschellt,

Der Schranzen verächtliche Brut zerstiebt,
Die immer sich selbst nur, nie Andere geliebt;
Wenn die Menge nicht zitternd am Altar mehr kniet,
Und im Priester kein höheres Wesen mehr sieht,
Um das sie sich zagend und hoffend drängt,
Daß in neue Fesseln des Wahns er sie zwängt;
Wenn frei einem Jeden der Weg durch das Leben
Zur Entfaltung der eigensten Kräfte gegeben,
Und das Recht zum Leben das gleiche — erst dann
Bricht leuchtend der Tag der Freiheit an!

Mit Rosen bekränzt durch der Zukunft Tor
Wird lächelnd und segnend er treten hervor,
Kein Stillstand in müßigem Glücke wird sein,
Denn ewig ist, Menschheit, ein göttliches dein,
Die große Treiberin: äußere Not,
Und mehr noch: ein zwingendes, inneres Gebot,
Das von Stufe zu Stufe dich höher hebt,
Zum Sieger weihend, wer kämpfend strebt!
Es gibt nur ein Vorwärts, es gibt kein Zurück,
In der Zukunft liegt das befreiende Glück!
Drum vorwärts zum Kampfe! . . . Schon gärt es im Innern,
Doch schreckt uns noch immer ein halbes Erinnern,
Das läßt uns im alten Gleise wandeln
Und scheucht uns zurück von dem blutigen Handeln!
Schon glutet dumpf-wühlend der wachsende Groll,
Die Armut heischt wild von den Glücklichen Zoll,
Und tausendzünftig zum Himmel schreit
Der Jammer der Not, die der Knechtschaft geweiht!

Sturmvögel seid! — — Auf brausendem Meer
Dem nahenden Sturme fliegt jauchzend vorher,
Eurer Flügel Schlag verkünde sein Nah'n,
Zufriedene schreckend aus ihrem Wahn!

So brauste es um mich! Der Sturmwind bog
Die Gipfel des Baumes — mir aber zog
Ein glutendes Wünschen durch Herz und Sinn,
Zum leuchtenden Kampfe und Siege hin!
O daß ich jene Zeit noch erlebte,
Erfüllt noch sähe, was ich erstrebte —
Doch sollte sie nimmer mein Auge erschauen,
Die Hand soll am Tempel der Zukunft bauen!
Was können mir jetzt die Menschen noch schaden,

Die „Höhergestellten“ von „Gottes Gnaden“?
Dein freies Wort — du hast es gesagt,
Und nun geht es vorwärts und nicht mehr verzagt!
Zwar habe noch Keinen bisher ich gefunden,
Dem ich mich in Treuen zum Kampfe verbunden . . .
So kam es, daß dies mich erlösende Wort
So lange gebändigt im Herzen gedorrt,
Doch heute fliegt es jubelnd hinaus
Und mischt sich des Sturmes wildem Gebräus:
— Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
Zum Glücke der Menschheit ein Sandkorn sein
Jedes Einzelnen Tat, der selbstlos da kämpft,
Anstatt daß die Stimme des Zornes er dämpft!
Die Zeit ist groß. Aus dem gährenden Streben
Wird bald sich die Tat erschreckend erheben,
Die Tat, die nicht jammert mit Worten und klagt,
Die nach einzelem Glücke nicht lange mehr fragt,
Und die an den Pfeilern des Unrechts erbittert
So lange rüttelt, bis krachend zersplittert
Der letzte Stein! — — und dann erst, dann ruht
Die rächende Hand, gerötet von Blut,
Dem Blut, das vergangene Schulden gestrichen,
Für kommende Zeiten die grausen geglichen!
Denn nur getrieben von blutigen Streichen
Wird von dem bequemen Sitze es weichen,
Das Unrecht, das frech sich eingenistet,
Und mit fremdem Marke sein Leben gefristet,
Und nimmer wird Menschenliebe es zwingen,
Sich selbst als Opfer des Ganzen zu bringen!
Ihr habt es gewollt! Drum beklaget Euch nicht, —
Es sterbe, wer Feind ist dem rettenden Licht!

Die Donner vergrollten. Die Wolken wallten
Am Himmel in drohend-dunklen Gestalten.
Nun zuckte noch einmal ein letzter Schein . . .
— *Arma para ta fero!* — Und so soll es sein!



MODERNE JUGEND

Eine Anklage

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Schiller.

I.

Wieviel vergißt der Mensch doch! — Eine Grenze
Ist scharf gezogen zwischen erstem Lenze
Der Jugendjahre und dem ersten Tage,
An dem das Leben uns mit ernster Frage
Begegnet: Bist du auf mich vorbereitet?
Bis hierher ward dein junger Fuß geleitet
Von Anderen, jetzt muß er selber gehn,
Auf fremdem Boden soll allein er stehn!

Wieviel vergißt der Mensch doch! — Er vergißt,
Wenn er die Bahn, die damals er betrat
Und die bis heute er gegangen, mißt,
Und sich erinnert, wie ein neuer Pfad
Sich auftrat, — daß ein starkes Etwas ihn
Zwang diesen Weg zu gehn, auf dem er ziehn
Die Meisten sah; — vergißt, was da es war,
Das ihn hineinzog in die große Schaar,
Und ihn nicht ließ sich frei die Pfade wählen,
Auf denen fern dem Schwarme Jene schreiten,
Die ihre Kraft im Widerstande stählen! —

Ein Schatten will sich vor sein Auge breiten.
Doch er vergißt, daß dieser düstere Schatten
Schon seiner Jugend Glück sich durfte gatten,
Den Jüngling durfte in das Leben leiten!
Doch Mancher, welcher weiter geht und denkt:
Woher der Schatten? — wird doch hingelenkt
Auf seine frühe Jugend — und mit Grauen
Muß er schon dort des Schattens Dunkel schauen,
Von dort sich hin über sein Leben recken
Und noch nach ihm die grauen Arme strecken.

Wem aber einer solchen Stunde Klarheit
Je kam, der künde ihre herbe Wahrheit!

II.

Vor deinem Blicke steigt die Jugend auf.
Du greifst aus ihrer Jahre ödem Lauf
Dir einen Tag heraus. Ein Sommertag
Hebt deinem Blick sich. Draußen Sonnenlicht,
Das lebensfreudig warme Strahlen bricht
Auf alles Leben; heller Vogelschlag
Und Blütenduft — und hier ein großer Saal,
Kahl seine Wände, und auf Bänken, schmal
Und eng, du eingepfercht mit einer Knabenschaar,
Die ungeduldig, unwirsch und zerstreut
Den trocknen Worten eines Mannes lauscht,
Der jeder Lust zu seinem Amte bar,
Von dessen Lippen aber wichtig rauscht
Der Rede Strom, die ewig wiederkaut,
Was weder ihn noch Andere erfreut. . .
Und immer tiefer sinkt die Oede nieder.
Vor den getrübbten Scheiben blüht der Flieder,
Und während er ans Fenster winkend nickt,
Wird drinnen deine Freudigkeit erstickt
In eklem Staub, wird drinnen unverhohlen
Von fremden Händen deiner Jugend Glück
Mit jedem Stundenschlage dir gestohlen! —

Du riefst dir eine Stunde nur zurück!

III.

Nur eine Stunde! Und schon bebte dein Herz
In jäh erwachtem, ungestümem Schmerz
Um diese eine Stunde, wo den Schein
Der Sonne man dir raubte und dich ein
In kalte Mauern sperrte . . . Aber weiter!
Das war nur eine von den tausend Stunden,
Von denen nie du kannst — und nie ~~so~~ gesunden.
Wie schön dir auch das Leben und wie heiter
Es jetzt dir lachen mag — — des Staubes Schicht,
Die sich erstickend auf dein Herz gelegt,
Die nie ein freierer Lufthauch fortgefegt
In all den Jahren, da sie alzu eicht! . . .
Weißt du, was alles unter ihr begraben
Für immer liegt? — Es ist des Lebens Mai,
Es ist der Jugend erste, frohe Kraft,

Es sind die starken, eingeborenen Gaben,
Die so beengt, sich nimmer voll und frei
Im ernsten Lebenskampf entwickelt haben.
Was einst so hoffenswert und groß gewesen,
Es ist geknickt im Keime, und erschlaft
Ist unter diesem Staub dein bestes Wesen,
Dein eigenstes — und fühlst du je es kranken,
So wisse: deiner Jugend mußst du's danken!

IV.

Du kannst ja nichts dafür! — Ach nein, es wäre
Dein Fuß wohl lieber froh dahingesprungen,
Statt daß dein junger Geist sich matt gerungen
Schon früh und mit unsinnigen Wissens Schwere
Belasten mußte, die dich jetzt noch hemmt,
Noch deinem Können sich entgegenstemmt.
Dafür hast du, du Armer, nichts gekonnt . . .
Sie haben früh zur Schule dich gesandt,
Dich früh an töricht-strenge Pflicht gebannt,
Mit Bücherstößen früh dich schon beladen —
So kam dein frischer, junger Geist zu Schaden,
Und selten hat er sich beglückt gesonnt
Am Licht der Weisheit, jenem echten Licht,
Wie nie durch unsrer Schulen Nacht es bricht!
Da saßest du, über die Bank gebückt,
Die zarte Brust gekrümmt und eingedrückt,
Mit heißem Auge, wirrem Sinn; auf Wegen
Geleitet, deren Ziel dir unbekannt —
Und allzu früh gereift war dein Verstand
Vorausgeeilet deines Herzens Schlägen,
Die noch den kindlich-frohen Spielen schlugen
Und noch mit kleinen Wünschen gern sich trugen,
Noch hoffend, noch vertrauend. Aber schon
Klang durch dein Denken hin der schrille Ton
Des Mißklangs unseres Daseins. Früh genug
Ahntest du alles Lebens grausen Fluch —
Warum war ihm vergönnt, auf grüne Matten
Der Jugend schon zu werfen seinen Schatten?!

V.

Was hast du alles nicht gelernt — doch sag':
Was hast von alledem du denn behalten?
— Wie war so heiß einst deines Herzens Schlag,
In totem Wissen mußte er erkalten,
Denn selbst die glühendste Begeisterung,

Die Jugend leih'n mag, muß allmählich weichen
Wenn jahrelang ihr harte Steine reichen
Statt Brot die Hände, die den hohen Schwung
Hin auf die rechten Pfade lenken sollten.
Wer hat gezählt, wie viele Perlen rollten
Hin in den Sand, die in der Menschheit Krone
Als edelste zu glänzen würdig waren,
Und die nun in tatenlosen Schaaren
Der großen Menge spurlos untergingen? —
Du birgst dein Haupt, und willst, daß ich dich schon —
Doch nein, ich will dir herbste Wahrheit bringen.
Du sollst der Jugend Jahre wieder gehn',
Und dann mir sagen, daß ich recht geseh'n.

VI.

Du warst ein Kind noch, als der Mutterhand
Man dich entzog und an die erste Pflicht
Den heitern, leichten Sinn des Knaben band.
So lähmten sie den ersten Flug der Schwingen.
Und nun begann das freudelose Ringen,
Das Stufe dich für Stufe — aufwärts nicht,
Nein, abwärts führte; das gequälte Klimmen
Von Klasse auf zu Klasse; Jahr für Jahr
Das öde, feige Mit-dem-Strome-Schwimmen,
Das ohne Zweck und ohne Ziele war.
Wie oft hat dein gesundes Fühlen sich
Dem aufgezwängten Joche heiß empört,
Wie oft gefragt, im Innersten verstört,
Wenn du es sahst, wie eine Stunde wich
Der anderen in zwecklos-starrem Quälen:
Wer hat das Recht, die Jugend mir zu stehlen?
Und doch bist mit den Andern du gegangen,
Denn die Gewohnheit trieb auch dich zu ihnen
Und zwang dich, ihrem hohlen Schein zu dienen.
Und so bist du mit Hangen und mit Bangen
Geschoben halb so langsam aufgerückt,
Zum Ende auch gelangt. Da standst du nun:
Von nutzlos-dumpfem Wissen schwer bedrückt;
Erlahmt die allzu hoch gespannte Kraft;
Dein Geist zu eigenem Denken schon erschläfft;
Und ohne Lust zu fernem, frohen Tun;
Noch jung dem Jugendboden schon entrissen —
Doch aufgebläht von dünnkelvollem Wissen.
Voll Hochmut nieder auf die Andern schauend
Und doch der eig'nen Tatkraft nicht vertrauend,

Ein Zerrbild deutscher Jugend! . . . Schon vergangen
Der Glanz der Augen, und das Rot der Wangen,
Und übersättigt mit der trockenen Kost
Nutzlosen Wissens — — doch dir blieb der Trost,
Daß du in deinen Händen hieltst das Pfand,
Das dir mit Ziffern deines Wissens Größe
Bezeugte, mächtig groß — nicht groß genug,
Um deines Geistes tiefgeheime Blöße
Zu decken . . . So beladen mit dem Fluch
Der Selbsttäuschung nahmst Abschied von dem Land
Der Jugend du — und dich empfing das Leben.
Du konntest ihm dein Bestes — nicht mehr geben.

VII.

Wenn kaum die Nacht vorbei, schon hin zur Schule,
Und noch der Tag in halbem Schlummer lag,
Und in der Luft, die wie aus einem Pfuhle
Erstickend dir entgegenschlug, den Tag
Verbracht! . . . Doch wenn er endlich dich erlöste,
Daheim noch über Büchern stundenlang! . . .
Und wenn der Schlaf dich übermannte, flößte
Er Angst dir vor dem nächsten Tag noch ein! . . .
Und diese grausam nieerlahmte Pein
Schob sich in deine Träume, wirr und bang! . . .
Dazwischen wohl ein fahler Sonnenschein,
Wie er im Herbst durch kahle Zweige zittert,
Doch selten eine ungetrübte Stunde,
Die nicht vom nächsten Tag voraus verbittert!
Und das so Jahre lang! Und diese Wunde,
Hier offen, hier verhüllt, sie frißt an Allen!
Wohl lachst du heute . . . Doch gesetzt, du wärest
Mit deinem Denken frei herausgetreten
Und hättest es gesagt: „Das, was du lehrst,
Ist für mich nutzlos; heuchlerisch dein Beten“ —
Wie wären sie nicht Alle hergefallen
Ueber den Frechen mit ergrimmtem Eifern:
„Er wagt es, seine Lehrer zu begehren!“
Und damals fehlte dir der Scharfblick noch
Das Ganze zu durchschaun; die Kraft, das Joch
Mit einem Rucke von dir abzuwerfen.
Und als die Jahre kamen, wo sich schärfen
Dein Auge mußte, wolltest vor dem Ziele,
Das dir den Weg ins Leben bahnen sollte,
Du nicht im Rückstand bleiben gegen Viele.
Du sahst die Zeit, die stetig abwärts rollte,

Und schwiegst und unterdrücktest deinen Groll.
Und als das Maaß zum Ueberlaufen voll,
Hat dir der Mut, der lang gebändigte,
Gefehlt: dein dumpfer Sinn verständigte
Sich mit dem Tage, den er hassen mußte.
— Und so bist du ins Leben eingetreten,
Das erst Nichts mit dir zu beginnen wußte,
Und nahmst die Lüge mit von jenem Ort.
Die wucherte nun munter fort und fort —
Du wurdest nicht so stark, sie auszujäten!

VIII.

Und immer wieder kehrt der starre Blick
Zu längst Vergessenem mit Scheu zurück.
Und immer klarer wird er: was schon lang
Im Strom der Jahre spurlos untersank,
Taucht wieder auf, und feine Wurzeln legen
Sich deinem Spüren bloß: du siehst, daß eng
Verknüpft sie sind mit deines Lebens Wegen.
Der Wahrheit Blick ist unerbittlich streng!
Du schlägst die Hände vor die heiße Stirn,
Und bitterer Groll zuckt durch dein fiebernd Hirn —
Ich rief sie dir! — Und all die Stunden steigen
Dir wieder auf, verbracht in stetem Bangen,
Du siehst, wie sie nach dir die Hände langen . . .
So elend waren sie — nun hilft kein Schweigen!
Siehst ihr Gefolge: all die kleinen Lügen,
Nicht zu umgehn; das häßliche Betrügen,
Von Not gefordert; der gehässige Streit
Mit den Genossen; und der schlimme Neid
Auf diese; frühen Ehrgeiz, hingelenkt
Auf falsche Ziele; und das feige Bücken
Um Gunst; das Hinten-um-sich-Drücken —
Und Alles in den Schulstaub eingezwängt,
Mit stetem Schweiß und steter Angst vermengt!
Und früh sahst du, wie nur dem Strebertum
Die Krone des Erfolges winkte: Ruhm.
So war der Kreis, in dem man fest dich hielt,
In dem sich deine Jugend abgespielt —
Frag' dich: was du verlierst, was du erzielt!

IX.

Für Schönheit schlug dein Herz. Du hättest gern
In vollem Zug am Borne der Hellenen
Sie eingesogen. Doch du sahst den Stern

In Staub versinken, dem dein junges Sehnen
In heißer, ungestümer Liebe schlug.
Denn wenn dich die Begeisterung aufwärts trug,
Zwang man sie nieder in der Sprache Bann,
Und statt, daß ihren Sinn verstehn du lerntest,
Um sich zu freun an ihrer Schönheit, sann
Man nur darauf, daß du dich mehr und mehr
Im Schwulst sinnloser Regeln ihr entferntest.
Man gab dir die Gesänge des Homer . . .
Du lasest sie und konntest dich nicht laben
An ihren schlichten, zaubervollen Gaben,
Und nahmst du sie zur Hand in späten Jahren,
Dann mußttest du mit bitterm Zorn erfahren,
Daß dir derselbe Staub entgegenflog,
Den damals deine Seele in sich sog . . .

X.

Du hast nach Wahrheit und nach Licht verlangt,
Doch statt den Blicken dir für das Falsch' und Echte
Zu öffnen, lehrten dich die feilen Knechte,
Daß Ruhe sei die erste Bürgerpflicht.
Da war kein Einziger, der dir frei gesagt:
An ungezählten Vorurteilen krank
Die Menschheit, nur wer voller Mut es wagt
Und ihre Ketten Glied für Glied zerbricht
Mit eigenen Handelns Kraft, der liebt die Welt
Mit wahrer Liebe als ein echter Held!
Und da war Keiner, der dir diesen Mut
Zur Wahrheit eingeflößt — auf dich gestellt
Und zwischen Wahn und Irrtum hingetrieben,
Ward kühler mählich dein begeistert' Lieben,
Und was an eigener Kraft in dir geruht,
Ging langsam unter in dem großen Schwarm . . .
Von Haß und Liebe ist dir — Nichts geblieben!
Du schwiegst — und schwiegst — so blieb es kläglicharm,
Dein Leben, das so reiche Keime barg,
Und fragst du jemals dich nach ihrem Sarg —
— Frag' deine Jugend! — — — — —

XI.

Man lehrte dich, es sei ein Gott da droben,
Man müsse seine weise Allmacht loben.
Sie ließen für sein Dasein Zeugnis legen
Am Altar dich. Doch du wardst nie gefragt,

Ob deiner Seele tiefstes, bestes Regen
Dir je es unumstößlich klar gesagt:
Es ist ein Gott! — Du sprachest stammelnd nach,
Was sie dir sagten. Kaum ein Zweifel brach
Hin durch die Nacht, mit der sie dich umdüstert.
Und ob die Wahrheit oft in dir auch sprach,
Ob Reue auch dich oftmals wach geflüstert:
Du sahst, die Andern taten das Verlangte,
Und du — gehorchtest, ob dir heimlich bangte . . .
O Schmach und Schande! War denn Keiner da,
Kein Einziger, der dich warnte: Hast du auch
Zuvor geprüft dich, ob des Mundes Hauch,
Der schwörende, aus deinem Innern weht?
War Keiner dir in dieser Stunde nah? — —
Du schwurst — und logst! Denn Lüge das Gebet,
Das nicht dem tiefsten Glaubenssinn ersteht!
Du logst! Und wußtest nicht, wie sehr du logst,
Daß du mit dieser Lüge dich betrogst
Um deines Wesens bestes, wahrstes Heil! . . .
Und doch — du hattest nur geringes Teil
An diesem Trug. Die Schuld fiel Jenen zu,
Die ihre hehrste Pflicht mit Füßen traten,
Und in gewissenlos gewohnter Ruh'
Dich zwangen, eine Formel zu erfüllen,
Statt deinem Blick die Wahrheit zu enthüllen.
— Und was für Früchte keimten solchen Saaten?

XII.

Ein Jeder hat der Ketten Druck gefühlt,
Die jahrelang die Seele wund gerieben.
Und hat das Leben mählich abgespült
Die Last auch, etwas ist dennoch geblieben.
Schamlose Heuchelei und Unverstand
Träger Gewohnheit Feigheit, die noch schlimmer
Als jene beiden, haben sich noch immer
Verbunden. Fester weben sie das Band
Noch jetzt von Tag zu Tag. Dasselbe Joch,
Das einst auf unsern Stirnen ehern lag,
Es liegt auf unsrer Kinder Nacken noch,
Und keine Hand kam, die es mutig brach.
O Schmach der Zeit! Wohin wir heute sehen,
Schweift durch die Lande freieren Windes Wehen,
Doch an die Wurzel alles Uebels legen
Die Axt wir nicht, die Fäule auszuroden.
Die wuchert munter fort auf altem Boden,
Erstickend schon im Keim der Zukunft Segen.

Wohl hie und da ein schwächlich-kleines Klagen,
Doch nirgend ein befruchtend-freies Wagen.
Und Keiner unter uns ist frei von Schuld,
Der weiter geht in schmähhlicher Geduld!

XIII.

Erinnerung hat vor ihres Thrones Stufen
Dir deine Jugend nun zurückgerufen,
Doch hat sie dir ein trostlos Bild gezeigt.
Dein Mund will reden, doch er zuckt — und schweigt.
Es ist zu spät, zu klagen, anzuklagen! —
Doch er muß immer wieder bitter fragen:
Wo waren die, die mit erhabener Liebe
Bewachten deiner Kindheit erste Triebe,
Daß sie die Keime dann zertreten ließen,
Die sie gepflegt?! — Sahst du denn, Mutter, nicht,
Wie sich dein Knabe mühsam jahrelang
Hinquälte in so grausam-hartem Zwang,
Daß er verlernte, was es heißt: genießen?
Du sahst es und du brachtest ihm kein Licht?
Und liebtest ihn so zärtlich — aber stärker
War die Gewohnheit, die es mit sich bringt,
Daß man die Jugend einsperrt in den Kerker,
Wo sie verlernt, wie schön die weite Erde,
Wie hold die Blume blüht, der Vogel singt,
Wo sie vergißt, daß in der eigenen Brust
Ein junges Herz ihr klopft voll heißer Lust,
Das nichts verschuldet, daß es elend werde . . .

XIV.

Die Jugend sei für uns die Mutter-Erde,
Aus der, Antäus gleich, wir neue Kraft
Uns ziehen dürfen immer, immer wieder,
Daß unser Können immer stärker werde,
Wenn unser Mut dem Strebensziel erschlaift
Und uns das harte Leben beugt danieder.
Zu ihrem reichen, ungetrübten Glück
Soll jeder Arme wiederkehren dürfen,
Wenn ihm das Leid kein andres ließ zurück.
Aus ihrer Quelle soll er Labung schlürfen,
Wenn ringsum wasserlose Wüste starrt.
Du schweigst und sinnst. . . ja dir, du Aermster, ward
Die Jugend nicht gegönnt. Doch deinen Kindern
Vermagst du gleiches Schicksal zu verhindern.
Laß ihre Jugend ungetrübet sein

Als deine war; laß vollen, klaren Schein
Der Wahrheit über ihnen sich entfalten,
Dann werden sie einst kommen und dir danken,
Daß du ihr Bestes liebest nicht erkalten,
Zu freien Menschen sie gemacht, statt kranken.
Du fluchst der Hand, die aus dem Paradies
Der goldnen Jugend schuldlos dich verstieß —
Du legst die Hände müßig in den Schoß,
Und deine Kinder trifft dasselbe Los!
Zu schwach, gewohnte Ketten zu zersprengen,
Laß dich nicht in die alten Gleise zwingen,
Laß nur auf ihnen die Beschränktheit schreiten —
Für deine Knaben suche freiere Weiten!

XV.

Und unsere Zeit bedarf der Mannestaten,
Der freien Stirnen und der warmen Herzen,
Um rücksichtslos die Lüge auszumerzen.
Dann wird der großen Schaar sie gern entraten,
Die auf das Alte unverständlich schwört,
Dem Ruf der neuen Zeit ihr Ohr verschließt,
Weil ihr verhaßt, was ihre Ruhe stört.
Doch muß der Quell vorher gereinigt werden,
Aus dem das Ewig-Neue sich ergießt,
Dann wird ein neuer Frühlingstag auf Erden
Uns künden, daß schon wieder eine Nacht
Des Irrwahns an dem Licht der Wahrheit starb.
Und wie mein Wort, von tiefem Zorn entfacht,
Hier für das ewige Recht der Jugend warb,
Das täglich, stündlich sie mit Füßen treten,
So weiß ich, wird die Flut der großen Zeit
Auch dieses Uebel mit der Wurzel jäten.
Dann wird, von Unnatur und Zwang befreit,
Uns eine starke Jugend schön erstehen,
Von der erfüllt wir unser Streben sehen,
Und wo wir selbst in Wolken Staub's gegangen,
Wird heiteres Sonnenlicht die Nachgeborenen
Mit warmen, vollen Strahlen mild umfängen . . .
Und mußten wir die Jugend auch dahin
Dem Wahne geben — ziehn doch Spätgewinn
Wir so noch aus der schmerzlich uns verlorenen! . . .

PROPAGANDA

Dein Wort sei wie der lohende Blitz,
Der aus grollender Wolke schlägt,
Und der Lüge Haus und der Hohlheit Sitz
In rauchende Trümmer legt;
Der der Zeit, die in Nacht versunken ist,
Den Weg des Heiles erhellt,
Dass der Fuss, der ehrgeiz-trunken ist,
Nicht am Steine strauheind zerschellt!

Dein Wort soll sein wie des Hammers Wucht,
Der das Eisen schmiedet und dehnt,
Dass das weiche Herz zu stählen er sucht,
Sonst fällt es im Kampfe entseht.
Im Kampfe, der allwärts entsponnen ist,
Der entfesselt nun nimmer ruht —
Wer da zu siegen gesonnen ist,
Der trinke aus ihm sich Mut!

Nicht sei dein Wort wie des Frühlings Wehn
— Uns keinen Frieden es bringt.
Uns ziemt es nur, rastlos im Kampfe zu stehn
Um das ewige Ziel, das uns winkt!
So sei deiner Zeit Prophete du,
Steh' mit eherner Stirne im Streit:
Wo am stärksten er wogt, dahin trete du,
Gegen Hass und Verkennung gefeit!

Der Proletarier

Entbehrung und Schläge und Hunger und Not —
Das war es, was seine Jugend ihm bot.
Zehn Jahre im Frohn dann: vom Morgen zur Nacht
Um den Lohn seiner Arbeit durch Schurken gebracht.
Und dann nach dem Dunkel ein hellerer Tag,
Wo mit eisernen Händen sein Joch er zerbrach.
Ein Flüchtling nun zog er von Ort zu Ort
Und warb für die Sache und riß sie mit fort:
Die Brüder, die rings in den Landen weit
Der Knechtschaft, der Schmach und dem Elend geweiht.
Und die Herzen erwachten, wo er erschien . . .
Doch die Schergen ergriffen und fesselten ihn.
Zehn Jahre hielt seine wutbebende Hand
Des Gefangenen klirrende Kette umspannt.
Seine Stimme erlosch, seine Wange ward bleich,
Doch im Herzen sein Haß, er blieb immer sich gleich.
Und wieder nun zieht er von Land zu Land:
Sein Auge sprüht Blitze, seine Worte sind Brand,
Und in tausend von Herzen die Saat sich ergießt,
Aus welcher der Menschheit der Segen entsprißt,
Und er ruft die Genossen von fern und von nah:
„Auf! Stürzt die Welt! Denn der Tag ist da!“

Der Fluch der Arbeit

Der Segen der Arbeit? . . . Er heißt uns Vergessen,
Und unsere verkauften Tage durchmessen
Von seinem Joche wir wund gedrückt.
Und naht dann der Abend, dann sind wir zufrieden:
Wir verdienten uns Freude, die uns nicht beschieden,
Bevor wir den Nacken nicht tief gebückt.

Armseliger Wahnsinn verblendeter Toren!
Zur Freude bist du und bin ich erkoren —
Durch dein Leben allein hast du sie verdient.
Nur um leere, um kleinliche Tage zu kürzen,
Mit dem Trugbild von Pflicht sein Denken zu würzen,
Hat sich mit Phrasen dein Geist umschiebt.

Und unermessen ballt sich zusammen
Ein Chaos von Arbeit und droht zu verrammen
Für immer, für immer der Freude Tor! —
Der Segen der Arbeit? — Ja, in ihrem Segen
— Als Schatten liegt er auf all unsern Wegen! —
Fast der Schimmer der Freude sich schon verlor!

Gebückte Nacken gilt es zu heben,
In tote Adern zu gießen ein Leben,
Das Freude, Freude, Freude nur kennt;
Den Staub zu waschen von grauen Stirnen,
Den Staub zu wehn aus vertrockneten Hirnen,
Ein Licht zu entzünden, das heiter brennt.

Das Licht der Vernunft, das — vorbei an den Worten
Des Wahnes zügelnd — die ehernen Pforten
Der Zukunft mitleidlos offen stößt:
Wir wallen hinein in die leuchtenden Hallen,
Ein Taumel der Freude hat uns befallen,
Und vom Bann der Vergangenheit sind wir erlöst!

O Fluch der Arbeit: dir opfern vergebens
Wir Glück und Genuß und Freude des Lebens,
Zu tief sind in Wahnsinn und Nacht wir getaucht! —
Wann kommen nach Arbeit, nach Leid und nach Klage,
Nach Pflicht und nach Kümmernissen die Tage,
Wo die Menschheit Nichts mehr zu
vergessen braucht?!

Die Stimme der Freiheit

I.

Ich rufe Euch, die Ihr in Not und Grauen
Geboren seid und lebt: Ihr sollt mich schauen!
Ich rufe, Mann, dich, der mit eherner Kraft
Verhungernd Glück und Glanz dem Reichen schafft —
Laß ab die Hand vom Werk! Dich ruft mein Schrei:
Erwache! Folge mir! — und du bist frei!
Und du, der du mich einst so heiß begehrt,
Du hast im Dienst der Lügner dich verzehrt:
Ich rufe dich — sei mein! Von morgen an
Bist unter Freien du ein freier Mann!
Und dich, du Weib, du sahst in Not und Gram
Die Kinder sterben — weißt du, wie es kam?
Weil Hunger Euch und Elend festgebannt,
Griff sie des Todes immer gierige Hand!
Ich will es stürzen, jenes feile Gold,
Dem Ihr verkauft seid: folget mir und wollt!

II.

Ich rufe nach Euch Allen, die gebückt
Am Schein des Glückes Ihr vorbei Euch drückt!
Warum habt Ihr gelitten, daß verbannt
Ich flüchtend irren muß von Land zu Land?
Ach, Ihr verstießet Euer eigenes Glück —
Ich will bei Euch sein: Auf, ruft mich zurück!
Bei Euch, die ich geliebt! Gebt Liebe mir,
Haß Euren Feinden, und ich bin bei dir,
Mein Volk, das ewig bis zum heutigen Tag
In Schmerz und Knechtschaft tief entwürdigt lag!
Ich rufe heute dich zum letztenmal:
Ermanne dich! Nach allzu langer Qual
Nimm in die Hand die Fahne, die mein Zeichen,
Laß flattern sie, und Alle werden weichen,
Die dich und mich gebannt, verfolgt, entehrt —
Und zu Euch wieder sich mein Antlitz kehrt.
Wenn über allem Volk Ihr sie entrollt,
Dann bin ich bei Euch! Zaudert nicht und wollt!

III.

Was zögert Ihr? Ich will Euch Alles geben:
Glück und Gerechtigkeit, Frieden und Leben.
Nur wollt! Ruft mich, und morgen bin ich da!

Was habt Ihr zu verlieren? Ich bin nah
Und stehe wartend schon — seid Ihr bewehrt?
Ist Euer Herz gestählt, gezückt das Schwert?
Tod oder Leben gilt es zu gewinnen —
Was laßt Ihr nutzlos Tag auf Tag verrinnen?
Tod ist das Leben, das bis jetzt Euch brach,
Und Leben ist das Glück, das ich versprach!
Doch eh' Ihr nicht die fluchbeladene Welt,
Die Euch betrog, bis auf den Grund gefällt,
Kann ich nicht kommen! — Hört Ihr, wie sie tollt,
Indessen Ihr verschmachtet? Auf und w o l l t !

Selbstgespräch eines Proletariers

Ich habe einen Arm, den Arbeit stählte,
Und eine sehnige, eisenstarke Hand
Und einen Blick, der nie sein Ziel noch fehlte —
Und dieser Blick, er ist auf Euch gewandt!

Auf Euch: ein jeder Eurer blutigen Tage,
Der lustdurchrasten, wird von mir belauscht,
Indessen an mein Ohr der Meinen Klage
Wie Ruf zum Kampf, wie Ruf der Zukunft rauscht.

Ich habe meiner Sklavenkette Glieder,
Glied sie um Glied gezählt, geprüft, zerfeilt
Und weiß die Stelle, wo der Hammer nieder
An jenem Tage fällt, der sie zerteilt.

Und dann, an jenem Tag, da es zum Retten
Zu spät, tret' hin ich vor Euch drohend dicht
Und schlage die wie Glas zerbrochenen Ketten
Euch in das — nicht mehr lächelnde — Gesicht!

Schießt nicht auf eure Brüder!

Die Arbeiter an die Soldaten

1892

Schießt nicht auf Eure Brüder! — Wenn einst am großen Tag
Das Volk, dem Ihr entsprossen, sich hebt aus seiner Schmach,
Schießt nicht auf Eure Brüder!
Wenn wir die Ketten brechen, wenn wir die taube Welt
Aus ihrem Schlummer rütteln und sich der Tag erhellt —
Schießt nicht auf uns, Ihr Brüder!

Schießt nicht auf uns, o Brüder! — Schon spannt von Land zu Land
Um alle Unterdrückten, sich fest ein Bruderband —

Schießt nicht auf Eure Brüder!

O, daß auch Euch, Soldaten, der große Tag erscheint,

An dem Ihr Euch mit uns in e i n e m Rufe eint:

Wir schießen nicht auf unsere Brüder!

Schießt nicht auf Eure Brüder! — Denn der ist Euch nicht Feind,
Der ein verlorenes Leben der Not mit Euch beweint —

Schießt nicht auf ihn, Ihr Brüder! —

Der ist Euch Feind, der Freiheit, Ehre und Brot Euch stiehlt,
Und Euch, den Raub zu schützen, mit blutigem Hohn befiehlt:

„Gebt Feuer! — Schießt auf Eure Brüder!“

Was tat Dein Bruder Dir, daß Du ihn töten magst? —

Nichts! — Er ist arm, wie Du! — Er weiß, daß Du's nicht wagst,

Ihn zu erschießen, Deinen Bruder!

Auch er hat eine Mutter wie Du . . . Nun denke Dir,

Sie trügen Dich zu Deiner Mutter und sagten ihr:

„Dein Sohn, sein Bruder schoß ihn nieder!“

Schießt nicht auf uns, o Brüder! — Der Schwur, den die Gewalt
Euch abzwang — null und nichtig wird er, wenn es erschallt:

„Gebt Feuer! — Schießt auf Eure Brüder!“

Seht unsere offenen Arme! — Schlagt das Gewehr entzwei!

Blickt uns ins Antlitz! — Brüder! — Stimmt ein mit in den Schrei:

„Wir schießen nicht auf unsere Brüder!“

Schießt nicht auf Eure Brüder! — Die Bitte, wie ein Schrei,
Bricht die Kasernenmauer, wie hoch und steil sie sei —

Schießt nicht auf uns, o Brüder!

Tief dringt in Euer Herz dies Flehen, weich und warm,

Zum Brudermord erhoben, sinkt nieder Euer Arm:

„Wir schießen nicht auf unsere Brüder!“

Gesang der Arbeiter: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!

Die Jahrhunderte wir harrten,

Zaudern schon noch einen Tag;

Warten noch der rechten Stunde,

Um dann plötzlich in der Runde

Zu ersteh'n mit einem Schlag.

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?

Seht Ihr unsern Blick erhellt?

In den Becher noch einen Tropfen,

Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Die Jahrtausende geknechtet,
Mit der Frechheit nicht gerechtet,
Stehn zum letzten Kampf bewehrt.

Schaut entlang nur unsere Reihen!
Bebt! Aus Eurer Saat gedeihen
Früchte, die Ihr nicht begehrt.

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Aus des Hungers fahlen Reichen,
Auf der Stirn der Knechtschaft Zeichen,
Kamen wir, die Ihr verbannt:

Unserer Weiber blutige Tränen,
Unserer Kinder scheues Sehnen,
Haben uns hinausgesandt.

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Was das Elend uns gelassen:
Ein vom Schmerz genährtes Hassen
Werfen in die Wage wir.

Glaubt es unsern bleichen Mienen,
Es ist Ernst! — Wenn einst erschienen
Unser Tag, dann zittert Ihr!

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Euer Hohn und Euer Lachen,
Unsern Zorn soll es entfachen
Heißer, bis Ihr nicht mehr lacht!

Bis die Schande Eures Lebens
Euch zermalmt, und Ihr vergebens
Euch verbergt im Schöß der Nacht!

Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrtausende wir harrten,
Warten eine Stunde noch.
Doch die Stunde naht dem Ende . . .
Und mit einem Druck der Hände
Werfen ab wir unser Joch!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

DER ALTE UND DER JUNGE

Ein Arbeiter-Zwiegespräch

Sieh' — : die Sonne der Freiheit steht über den Höh'n!

Der Alte:

Ist wieder ein Tag nun der Mühen vorbei?
Kaum mag ich noch glauben, daß es so sei . . .
Doch die Sonne des Abends sinkt hinter die Höh'n,
Und zur Ruhe ladet der Glocken Getön.
Zur Ruhe! — O Hohn, von Ruhe zu sprechen
Zu denen, die täglich im Joche brechen,
Deren Leben ein einziger Arbeitstag,
Der Stunde für Stunde sie stückweis brach!
Und der Tag meines Lebens — wie wird er mir lang!
Und jetzt kommen Stunden, da wird mir so bang
Und doch so leicht, als wollte beim Wehn
Des Abends die Hoffnung mir wieder erstehn —

Der Junge:

Ja, Vater, das Wehen der neuen Zeit
Umrauscht deine Schläfe — wir stehen bereit.

Der Alte:

Eine neue Zeit? — Ich glaub' nicht daran.
Die alte war schlecht — eine neue, was kann
Die Besseres bringen? — Mein Sohn, es ist immer
Die Hoffnung der Lüge lügender Schimmer!
Ich habe gelebt — und in siebenzig Jahren
Die Leiden von siebzig Leben erfahren.
Ich wollte, ich wäre vor fünfzig gestorben,
Ich hätte mir fünfzig der Ruhe erworben!
Du kennst es, mein Sohn — so wie es begann,
So vom ersten zum letzten Tag es zerrann:
Es war Arbeit des Sklaven in stündlichem Frohn,
Und der Arbeit des Sklaven ward niemals ihr Lohn.
Ich habe geschafft und hab' sie bereichert —
Sie haben gepraßt und haben gespeichert,

Indes ich gehungert von Tag zu Tag.
Ja, so war das Leben, das auf mir lag,
Das Leben, zu dem wir — Mann, Weib und Kind —
Die in Armut geborenen, verstoßen sind . . .
Und das ist der Schluß: daß nun preisgegeben
Der Gnade Jener mein kraftloses Leben!
Doch lieber, als an ihren Tischen lungern,
Die i c h gedeckt, will am Weg ich verhungern!
— Ja, das Leben des Alters ist heute schwer,
Und der Wunsch seiner Jugend: der Tod, sein Begehrt.

Der Junge:

Ich halte dich, Vater, und werde dich halten,
Bis einst deine müden Lippen erkalten.
Doch erst sollst der Zukunft ins Auge du sehn,
Ihr Atem, er soll noch dein Alter umwehn.
Denn wisse die Kunde: in allen Landen
Sind in Schaaren die Brüder und Schwestern erstanden,
Und sie haben die Hände zum Kampf sich gegeben,
Und sie schreiten entgegen dem neuen Leben,
Und Keiner hält ihren stürmischen Lauf,
Dem Glück und der Freiheit entgegen, mehr auf!
Auf dem Throne der König, der Pfaff am Altar,
Im Golde der Räuber erbleicht unserer Schaar!

Der Alte:

Mein Sohn, o wie gerne möcht' ich dir glauben!
Nicht will ich die Hoffnung und Freude dir rauben.
Doch sieh', auch unsere gemordeten Tage,
Wir trugen nicht stets sie mit nutzloser Klage.
Auch wir, wir haben uns oftmals geeint,
Um die Freiheit, die schöne, zu kämpfen gemeint,
Um das Banner der Führer uns treulich geschaart —
Und nicht eine Enttäuschung blieb uns erspart!
Sie haben geredet, getröstet, versprochen
Und uns, den Vertrauenden, Alles gebrochen.
Wir haben gekämpft und wir wurden vernichtet,
Und sie, unsere ‚Helden‘, wer hat sie gerichtet?!
Wir banden uns fester nur unser Los
Und blieben im Elend, und sie — wurden groß!
Es sind Lügner, mein Sohn, und wer ihnen glaubt,
Ihm wird Hoffnung und Glaube und Liebe geraubt!

Der Junge:

So war es, mein Vater, und aus Eurem Erliegen
Ersteht uns die Hoffnung auf freudiges Siegen!

Denn wir haben die köstliche Lehre gezogen
Aus der Lüge derer, die Euch belogen:
Hinfort nur uns selber — uns selbst! — zu vertraun.
So werden die Zukunft wir auferbauen!

Der Alte:

Deine Worte, sie klingen verheißend und gut,
Doch mir, dem Enttäuschten, mir fehlt jetzt der Mut.
Und sage: Ist jeder unter Euch stark,
Sich selbst zu vertrau'n bis ins innerste Mark?

Der Junge:

Er ist es! — Der Freiheit, zu der wir geboren,
Ihr haben wir einzig uns Alle verschworen.
Doch nun höre die Lehre:
„Der Mensch ist frei!
Nicht sei er beherrscht, von wem es auch sei!
Sein ist seine Arbeit, und sein ist ihr Lohn,
Und er stehe hinfort in Keines mehr Frohn!
Sein ist sein Dasein! — Nicht braucht er zu geben
Den Andern: dem Staat, sein Glück und sein Leben!
Er kennt keinen Gott mehr: nicht ist mehr dem Wahn
Des Glaubens der Andern er untertan!
Frei ist seine Liebe! — Und sein ist das Recht
Zum Leben: sein Feind nur, wer sich erfrecht,
Ihm dies Leben zu schmälern. —“ . . . So ist die Welt,
Die neu nun sich baut, und die alte zerschellt.

Der Alte:

Ich sinne — und sinne — und kann's nicht verstehn . . .
Soll Jeder die eigenen Wege nur gehn?
Gelenkt nicht von oben, die Puppe am Draht?
Verpflichtet nicht mehr jenem Räuber, dem Staat?
Nicht Arme, nicht Reiche? — Noch Starke und Schwache?
In sich selber nur dienend der Menschheit Sache?
Kein Gesetz mehr, kein Zwang, keine Autorität?
Ob dann alle Ordnung nicht untergeht?!

Der Junge:

Die ‚Ordnung‘ von heute, ja, die wird vergehn!
Doch auf eigenen Füßen wird Jeder stehn,
Seine Würde als Mensch über Alles schätzen
Und darum die keines Andern verletzen!

Doch frei muß er sein — in der Ketten Geflecht,
Der Herrscher und Sklave ist friedlos und schlecht!

Der Alte:

Wohl leuchtet dein Wort wie ein zündender Blitz,
Doch es findet im Hirne so leicht nicht Sitz.

Der Junge:

Ihr vertrautet den Andern und müßtet erliegen,
Wir vertrauen der Freiheit, und wir werden siegen!
Auf des Einzelnen unerschüttertes Selbstvertrau'n —
Da gilt es die neue Erde zu bau'n!

Der Alte:

Wie könnte das Streben nach Freiheit ich tadeln!
Doch wird sie Euch Alle, Euch Alle auch adeln?

Der Junge:

Sie wird es! Denn sieh, mit der Armut Verderben
Muß Verbrechen und Laster verschwinden und sterben.

Der Alte:

Und die Lehre, die neue, wie nennt Ihr sie?

Der Junge:

Nach der Freiheit nannte sie sich: Anarchie!
Jeder Einzelne von uns ist stolz ihr Träger,
Ist der Zukunft Sprecher und der Gegenwart Kläger!

Der Alte:

O die Tage der Freiheit, könnt' ich sie Euch geben!
Ich wollte mein Leben noch einmal leben.

Der Junge:

Du kannst sie nicht geben, mein Vater, und Keiner,
Denn die Freiheit besitzt nicht ein Volk oder Einer,
Die Freiheit Aller ist Freiheit des Einen,
Und die Freiheit küßt Alle nur, oder Keinen.

Der Alte:

Und wann kommen die Tage, die sie Euch bringen?
Sie kommt nicht von selbst, Ihr müßt sie erringen,

Mit eisernen Händen die flatternden Falten
Des luftigen Gewandes der Flüchtigen halten.

Der Junge:

Sag', hörst du nicht oft in den Stunden der Nacht,
Wenn die Welt verstummt, und dein Auge wacht,
Die Erde in Krämpfen erzittern und beben,
Als wolle ein neues, ein reineres Leben
Der Welt sie gebären?

Der Alte:

Ich höre es wohl.

Der Junge:

Und hörst du ein Brausen nicht, grollend und hohl?
Horch, das ist das Echo von künftigen Tagen,
Es kommt, uns die Kunde der Zukunft zu sagen . . .
Und lauter und lauter das Echo ertönt,
Unter eisernen Füßen die Erde stöhnt . . .
Und Thron und Altar beginnen zu wanken,
Und die Götzen des Goldes geraten ins Schwanken . . .
Und der Marschtritt der Massen wird lauter und lauter,
Und der Zuruf der Brüder wird freudiger und trauter . . .
Und sie kommen hervor aus den Höhlen der Not,
Und wie Eins klingt nach Freiheit der Ruf und nach Brot . . .
Und die Massen wachsen — was entgegen sich stemmt
Wird verschlungen vom Strom, der die Welt überschwemmt!
Und dann: auf den Trümmern zerborstener Paläste
Erhebt sich die Menschheit zum Freiheitsfeste,
Und was uns geknechtet- liegt Alles bezwungen:
Die Erde ist unser! Der Sieg ist errungen!!

(Pause.)

Der Alte:

Ich lausche . . . Dein Glaube, er lehrt mich verstehn.
Nimm den Wunsch denn des Alters: Du mögest sie sehn,
Die Tage des Glücks und der Freiheit, mein Sohn,
Und sie, die sie schafft: die Revolution!

Der Junge:

Ich werde sie sehen, und sollte mein Leben
Der Zukunft der Welt zum Opfer ich geben. —
Sieh' —: die Sonne der Freiheit steht über den Höh'n
Und sie leuchtet, wie nie sie geleuchtet, so schön! . . .

REVOLUTION

Gesänge der Empörung

Das ist der graue Fluch des Lebens,
Vor dem des Herzens Schlag erbebt,
Vor dem Vernunft sich zweifelnd wendet,
Vor dem ersterben muss, was lebt:

Sie, die in Lüge leben — glücklich!
Die Wahrheitssucher — elend wir!
Und unaufhörlich pocht die Frage:
Was ist's — das — zwischen dir und mir?

Was ist's? was ist's? — und über Tiefen
Und Höhen taumeln fort wir, fort,
Bis unser Mund kein Wort mehr findet,
Bis unsers Hirnes Kraft verdorrt . .

Fluch den Gesetzen!

Fluch den Gesetzen! den Werken der Kleinheit,
Die sich in törichtem Wahne vermißt,
Einzuschmieden zu tödlicher Einheit,
Was mit Gewalt nie zu einen ist!

Seht sie, die Narren, die kläglichen Tröpfe:
In ihrem Tun, welche Aermlichkeit!
Schüttelt die weisen, bepuderten Köpfe
Ob Eurer eigenen Erbärmlichkeit,

Statt in den hallenden, starrenden Sälen,
Fern von dem Leben, das nie Ihr begreift,
Zitternde Opfer zu Tode zu quälen,
Ehe der Henker zum Richtblock sie schleift . . .

Fluch den Gesetzen! — Zerbrecht die „heiligen
Tafeln“, die frech die Gewalt beschreibt,
Daß das Wrack des Staates im eiligen
Strom an den Strand dieser Zukunft treibt!

Was sich die klügelnde Narrheit erdachte,
Was sie in starrende Formen goß,
Alles, was um unser Glück uns brachte,
Weil es uns eisern zusammenschloß,

Häufet zu ragenden Stößen zusammen . . .
Ihr seid befreit, wenn Ihr lachend seht,
Wie der Wind in die lodernden Flammen
Greift und die Asche dann spurlos zerweht.

Fühlt, wie erfrischend die Hauche nun wehen!
Freigewunden vom engenden Netz
Lernet die höchste Wahrheit verstehen:
„Jeder sich selbst sein eigenes Gesetz!“

Nirgend mehr Kerker, die selbst wir uns bauen! —
Alles Erkannte, es führt uns dahin,
Ihr nur zu glauben, ihr zu vertrauen:
Freiheit, der mühlosen Ordnerin! . . .

Fluch den Gesetzen! — Zerbrechet die heiligen
Tafeln, die frech die Gewalt beschreibt,
Daß das Wrack des Staates im eiligen
Strom an den Strand der Zukunft treibt!

Ein Lied des Hohns

Daß ein Schurke in blutigen Händen
Hoch das Szepter der Züchtigung hält,
Sollst in Schmach und in Mühen du enden
— Glorreiches Opfer! — Du Sklave der Welt!

Daß der Wüstling in einer Stunde
Lachend den Schweiß deines Jahres genießt —
Dafür verblute an deiner Wunde,
Die erst mit deinem Tode sich schließt!

Daß sich die Dirne in Seide kleide
Schleiche dein Weib in Lumpen einher . . .
Hungert dein Knabe? — Er hungere und leide —
Hungern und leiden — ist's nicht dein Begehrt?!

Lehre ihn Treue zum Vaterlande,
Das ihn am Wege verdursten läßt,
Wenn er, verzehrt vom Sonnenbrande,
Blutend die Schwelle der Fremde küßt.

Lehre ihn Treue! — Und laß es geschehen,
Daß er den Vater im Kampfe erschlägt:
Dich, der aufsteht in Sturmeswehen,
Weil er den Jammer nicht mehr erträgt!

Dann wird der König-Gaukler zufrieden
Mit seinem treuesten Volke sein.
„Gott, der Herr hat den Sieg Mir beschieden!
Sein sei die Ehre! — Der — Ruhm sei Mein!“

Und es preist ihn der Müßig-Gänger,
Der sich in Frechheit wieder erhebt . . .
Aber die Armut erzittert bänger,
Während ihr Traum der Freiheit entschwebt . . .

Der weiße Zar

Nach dem Englischen des James Thomson

Kein Titel in der Welt ist wie der meine
So stolz — ich bin kein Fürst, gesetz-gebunden,
Nicht nur ein Kaiser, Herrscher unumschränkt:
Der weiße Zar, sichtbar als Gott verehrt,
Als Gott des Himmels, wie als Gott der Erde —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Durch halb Europa dehnt sich mein Bereich
Und fort durch Asien halb bis zu den Ufern
Des Ozeans, der die Neue Welt bespült;
Es zieht der Nordpol selbst ihm keine Grenze,
Im ewigen Eise erst verliert sie sich —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Achtzig Millionen Untertanen dienen
Mir, ihrem Vater, Priester, Herrscher, Gott;
Das Leben meiner Kinder ist das meine,
Sie geben es auf meinen Wink als Opfer
Für unser heiliges Rußland, groß und wert —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Mit Eisenketten kneble ich und binde
Die gottvergessene Hand, den Mund, der sich
Mit einem Worte gegen mich vermißt;
Die Hälfte Asiens dient als Kerker mir,
Der ungezählte Tausende vergräbt —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Doch ketten kann ich die Gedanken nicht
Der Frau'n und Männer, die das Gift des Westens,
Des tollen Westens, bis zum Wahnsinn treibt:
Gedanken heute, morgen Dynamit!
Mein Vater sank verstümmelt in sein Grab —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Zu ewiger Frohn erwachen meine Bauern
Und sinken hin, erschöpft von ihrer Frohn,
Ohne die Hoffnung auf ein besseres Sein.
Wohl hoffnungslos, doch ohne Todesfurcht
In Frieden essen sie ihr hartes Brot —
Ich denk' mit Grau'n an meinen Krönungstag!

Mir sind die eigenen Schlösser Kerker nur;
Kein Bissen, der nicht Gift mir bringen kann;
Kein Schritt so sicher, daß er nicht vermag
Den Tod zu wecken, jählings wie ein Blitz —
Mir graut vor jeder Nacht, vor jedem Tag,
Zehnfach vor jenem, der mich krönen soll!

Härten

I.

Ich hasse diese wohlgenährten,
Zufrieden lächelnden Gesichter,
Das jeden seiner matten Schritte
Aengstlich abwägende Gelichter!

Und jene zimperlichen Herzen,
Die immer nur nach Anderen fragen
Und kein Gefühl des eigenen Wertes
In ihrem leeren Innern tragen!

Und jene gleißend-fatschen Mienen,
Die immerdar im Staube kriechen,
Die niemals Zornesglut verschönert,
Die fromm dem Tod entgegenstehen!

Und dann im Alter, höchst beschaulich,
Behaglich-schmunzelnd, ruhig-fröhlich,
Auf ein zufriedenes Leben schauen
Und sprechen: „Wir — wir werden selig!“

Armselig seid Ihr! — Ob auch nimmer
Ich einen Euresgleichen fasse,
Ob weit sich unsere Wege scheiden,
So fühl' ich doch, daß ich Euch hasse!

II.

Und wenn wir nun einmal gestellt sind
Auf ewig in dies dunkle Tal
Und nun einmal auf dieser Welt sind,
Rings eingeengt in Angst und Qual,
Und glauben sollen, daß ein Haupt sei,
Dem dieser Jammer untertan,
Dann fordere eins ich: Daß erlaubt sei
Zu rütteln an dem frechen Wahn!

III.

Es ist ein allzulanges Sinken;
Ein allzu qualvoll-herber Tod!
Wer gab es einst denn, das Gebot,
Den Kelch so Zug um Zug zu trinken?

Und wenn nun mit der letzten Stärke
Der Mensch zum Widerstand sich hebt,
Wer muß, der mit auf Erden lebt,
Nicht Beifall spenden solchem Werke?

Nicht Jeder ist zum Joch geschaffen,
Ein Lasttier, das geduldig trägt,
Nicht Jeder schweigt dem, der ihn schlägt,
Und glaubt dem Lügenwort der Pfaffen!

Es gibt auch solche, die, zu Erben
Gesetzt, verschmähen ihren Teil,
Verachten alles Seelenheil
Und ihrem Schicksal fluchend sterben!

Die Knechtin

Sie war die Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder all ihr Leben.
Sie sollte sich als Opfer geben, und konnte sich nicht freudig geben,
Weil sie ein Recht zu eigenem Leben — gleich jenen — auch im
Innern fühlte,

Das erst der Tage Sorge und der Nächte Kummer von ihr spülte.
Es hatte ihr so gar natürlich, so menschlich einst auch ihr geklungen:
„Dein ist dein Leben!“ — Aber Alles ward in das Joch der Pflicht
gezwungen.

Ihr Mann beherrschte sie brutal-gewaltsam, und die eigenen Kinder,
Nun, sie beherrschten sie — zwar anders — jedoch von Tag zu
Tag nicht minder.

— Und als ihr Mann endlich gestorben und ihre Kinder groß
geworden,

Und sie verlassen stand an ihres verlorenen Lebens fremden Borden,
Da kam ihr der Gedanke wieder, der immer, immer unterjochte,
Und — seltsam! — stetig stark und stärker an ihre müde Stirn er
pochte:

Es wäre doch vielleicht gerechter, und sicher menschlicher gewesen
Du hättest dir ein eigenes Leben zu eigenem Glücke einst erlesen. . .

Unschuldig verurteilt!

Wie ich zum Sünder wurde? — Nun wohlan,
Weil ich just in der rechten Stimmung bin,
Will ich's Euch sagen, und Ihr werdet dann
Vielleicht ein wenig ändern Euren Sinn — —
Vielleicht auch nicht — was liegt denn mir daran,
Ob Ihr die Heuchlermienen frömmelnd legt
In strenge Falten, oder mitleidsvoll
Bedauernd Eure Schultern zuckt! — Bewegt,
Von Allen Denen, die mich angespien,
Wird doch kein einziger — ich weiß das wohl!
Ich will's auch nicht! — Ich hab' Euch nie verzieh'n
Und fordere von Euch auch kein Verzieh'n.
Den Haß, den glühenden, will ich behalten,
Und nie soll er in meiner Brust erkalten,
So lang' ein Atemholen sie noch hebt,
So lange sie dem Tod entgegenbebt! — — —
Denn dieser Haß ist Alles, was noch mein!
Er ist die Nahrung mir, an der ich zehre,
Der Trank, den gierig ein die Lippe saugt —
Ihn zu vermehren ist, was ich begehre:
Er ist der Born, in den mein Wesen taucht,

Das Ziel, dem all mein Sein entgegenstarrt — —
Vernehmt, wie dieser Haß mein eigen ward.

Ja, ich war auch ein fromm-unschuldig Kind,
Und in mir trug ich seliges Vertrauen
Zu allen Menschen, o ich war so blind,
Daß ich in ihnen mich konnt' widerschauen! —
So lebte lange Jahre ich dahin,
Da war ich das, was man „zufrieden“ nennt —
Ich aber jauchze, daß ich's nicht mehr bin,
Denn heute meine Seele Alles kennt.
Alles: den ganzen Zwiespalt jedes Seins,
Die jammervolle Hohlheit alles Scheins . . .
Ich bin nicht glücklich mehr, das ist vorbei!
Ein Tag schlug alles Glück in mir entzwei — —
Das war ein grauen-schreckensvoller Tag,
An den nicht gerne ich mehr denken mag! — —
Wohl bin ich stark geworden: o ich wühle
In allen Tiefen der zerrissenen Brust
Mit Wollustqual; wohl bin ich stark: ich kühle
Die Stirne heut' in fremdem Weh mit Lust!
Denn jener Tag — der Tag, er war zu gräßlich,
Was er zerstörte, war zu unermesslich . . .
Jedoch ich will erzählen. Zwanzig Jahr
War alt ich, jugendfrisch und stark mein Mut,
In mir noch Kraft, die Erde zu durchstürmen,
Und Fels auf Fels zum Himmel aufzutürmen;
Voll Freude war mein Blick, noch braun mein Haar,
Noch floß mir in den Adern heißes Blut,
Und nach Genuß rief in mir Lebensglut . . .

Da griffen sie mich, schleppten zum Gericht
Mich hin — und klagten mich des Mordes an! —
Ich lachte und verteidigte mich nicht.
„Des Mordes mich, und keinem Kinde kann
Ein Haar ich krümmen! — Ein Versehen nur,
Wie bald — man kennt des rechten Mörders Spur!“ —
Man kerkerte mich ein — und immer noch
Hab' ich — verdrießlich halb gelacht. — Jedoch
Dann kam ein Tag, an dem ich nicht mehr lachte . . .
Ein Tag, der Alles nahm und Alles brachte!
Da ward es blutiger Ernst: in einen Saal
Ward ich geführt, und unter tausend Blicken,
In derer keinem leisestes Mitleid wohnte,
Ward von dem Manne, der dort oben thronte,
Ich ausgefragt — kein Ende nahm die Qual —
Man glaubte mir nicht. Hinter meinem Rücken

Ward ich verurteilt — keiner glaubte mir — —
Ich aber mußte glauben, was ich nicht
Erfassen konnte, was ein Unding schier!
Ich ward verurteilt: plötzlich ward mir Licht . . .
Ich sah vor mir in grauenhafter Klarheit
Alles — alles — und noch einmal die Wahrheit
Schrie wild mein Mund hinaus — es war vergebens!
„Verurteilt zu Gefängnis — Zeit des Lebens!“ —
Da drang ein gellend Lachen mir vom Munde,
Das kam aus meines Innern tiefstem Grunde,
Und wie vom Schlag getroffen brach ich nieder . . .
Ich fand mich zwischen Kerkermauern wieder.

Ja, ich erwachte! — Wär' das nie gescheh'n! — —

Was soll ich von den nächsten Jahren sagen?
Es lebt kein Mensch, dem ich es könnte klagen,
Was ich erduldet, was in all den Jahren —
In zwanzig Jahren! — ich, durch nichts verschuldet,
In meinem Innern Bittres hab' erfahren — —
Und wollt' ich's schildern, was ich da erduldet,
Es würde mich ja doch kein Mensch versteh'n!
Wer könnte ahnend nur ermessen auch,
Wie in mir langsam jeder leise Hauch
Der Menschlichkeit erstickt ward mehr und mehr? . . .

Erst war ich ruhig. „Bald wirst du befreit.“
Der Glaube schwand gar bald. Die Einsamkeit
Begann mich zu ersticken — und dann rief
Ich ungehört hinaus, was in mir schlief.
Ich rief hinaus, was Edles in mir lag:
Rührender Schall, der an der Wand sich brach . . .
Ich schrie hinaus die Angst, den Zorn, die Kraft,
Bis mit den Worten jeder Nerv erschläft . . .
Und sah in stummer Pein und dumpfem Sinnen
Die Stunden — Jahre mir — hinunterrinnen!

Und dann — dann ward es in mir trostlos-leer,
Nichts regte sich mehr im erstorbenen Herzen.
In mir war Alles tot: tot alle Schmerzen,
Tot alle Hoffnung — alles, alles tot!
Ich lebte kaum mehr — nur mechanisch nahm
Ich hin die Speise, die der Wärter bot.
Fast ob der Schwachheit überkam mich Scham,
Jedoch der Körper forderte sein Recht,
Er war zu schwach, zu leugnen sein Geschlecht.

In mir war Alles, Alles tot — mir war
Gleichgültig Alles, doch ich lebte noch,
Nicht ließ mich ganz des Seins verfluchtes Joch! —

Da kam es langsam — —: der noch in mir lag,
Der letzte Funke Lebens, er gebar,
Was jetzt mich ganz erfüllt: glühendsten Haß!
Wie der an meinem Herzen fraß und fraß!
So wie im Frühling eine Knospe brach
Er in mir auf, aus Bitterkeit geboren,
Erst klein, dann wachsend, ward er riesengroß.
Ich fühlte, Alles hatt' ich nicht verloren,
Er ward Ersatz mir für mein grausig Los.
Und jede Stunde noch vermehrte ihn,
Jedweden Augenblickes herbster Streit
Trug einen Stein zu meinem Hasse hin —
So ward ich langsam meinem Ziel geweiht!
Mein Mund ward stumm, ihm fehlte jetzt die Klage,
Mein Auge starr, es sprach nicht mehr beredt
In Worten, die ja doch kein Mensch verstand;
Mein Sinn, so wirr und schwankend, er ward stet
Und einzig hin nur auf mein Ziel gewandt.
Ich zwang den siechen Körper auszuhalten,
Und stärker ward er jetzt von Tag zu Tage;
Und in mir lebten wieder auf die alten,
Zu Grab getragenen Hoffnungen — ich wußte:
Ein Tag wird kommen, der dir Freiheit schenkt! —
Und mehr und mehr ward es mir eingesenkt,
Daß dieser Tag für mich — einst kommen mußte . . .

Es kam der Tag! — — und ich war wieder frei,
Die zwanzigjährigen Fesseln fielen nieder,
Ein neuer Zufall schnitt sie jäh entzwei. —
Was einst ich war, ich sollt' es werden wieder:
Ein guter Mensch! — Ich aber ward es nicht!! — —
Dort hinter mir in Nacht — und Weh — und Gram,
Dort lag mein Leben, das nie wieder kam —
Vor mir lag nichts — nur einzig noch mein Ziel!
Nicht Freiheit! — Denn ich hatte längst verlernt,
Was frei sein heißt. — Nicht Sonnenlicht! — Das fiel
In meiner Seele Nacht vergebens. — Licht?! —
Man hatte zwanzig Jahre mir's entfernt,
Mir war es fremd geworden! — Nicht das Glück!
Das einst mir lachte in der Kindheit Tagen:
Ich wünschte seinen Schein mir nicht zurück!

Was vor mir lag?! — muß ich es Euch erst sagen? —
Die Nacht, an deren schaurig-kalter Brust
Ich zwanzig Jahre lang in Ketten lag . . .
Die Nacht, die in mir auch die kleinste Lust
Ertötete . . . und dann die ekle Schmach,
Die in mir alles Menschliche erstickt,
Und die mir folgt, so lang' man mich erblickt . . .
Das war, was vor mir lag! Und ohne Zaudern
Trat ich zu meinem Ziele an den Gang —
Ich ging den Weg — und ging ihn ohne Schaudern,
Auf den mich ungerechte Willkür zwang! — —
Ich war befreit . . . man bot mitleidige Grüße
Und Geld — es war nicht viel — ich aber nahm's
Und warf es ihnen ruhig vor die Füße . . .
Wie der Verachtung Zorn mich überkam's!
Dann ging ich, und hinaus in's offene Leben,
Das sollte meinem Ziel Erfüllung geben!
Nun tat ich Schlechtes — mir erschien es Gutes!
Durch Ströme schritt ich hin vergossenen Blutes,
Von mir vergossenen Blut's! — So kalten Mutes,
Wie der Soldat in ihm gebotenem Kampf
Kühlt' ich die Stirn in frischen Blutes Dampf! —

Jedoch, wozu Euch Alles das erzählen?! —
Ich könnte Eure zarten Nerven quälen!
Ich wollte Mitleid nicht. — Mitleid? — Ich lache!
Jedoch ich fordere eins: so heiß entfache
Ich auch in Euch des Abscheu's Grauen — schweigt!
Du — das mich einst verdammte — feig' Geschlecht,
Schweige! — Denn das zu fordern ist mein Recht.
Steh' stumm vor mir und schamerfüllt gebeugt —
Ich bin der Sünder größter wohl auf Erden, —
Ich bin's geworden, — weil ich's mußte werden! — —

Ich bin am Schluß: noch liegt vor mir mein Ziel,
Dem manches Lebensglück zum Opfer fiel —
Erst dann läßt mich sein grausam-grauser Bann,
Wenn ich's erreicht — dann, wenn ich sagen kann:
„Ich bin gerächt — es ist genug gescheh'n!“
Dann will ich lachend aus dem Leben geh'n . . .

Ein Fürst

Er hat sein Volk ein Leben lang geknechtet,
An seiner Söhne Mark sich satt gezehrt,
Hat seines Landes Töchter frech entehrt —
Sie aber haben nicht mit ihm gerechtet.
Nun ist er endlich tot! — Sie aber stehen
An seinem Grab und weinen — ach, es sind
Doch wahrlich vielgetreue Untertanen!
Zwar sind sie, bei dem rechten Licht besehen,
Vor lauter untertäniger Feigheit blind,
Und eigentlich die reinsten Hundeseelen,
Die nicht, was Menschen-Wert und -Würde ahnen —
Und schließlich kümmert's dich, wenn sie sich quälen?!

TRÄUME DER ZUKUNFT

Jugend-Phantasien

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

Goethe.

Der Stern der Freiheit

I.

Trüb hebt zu verlornen Sternen
Sich noch unser Auge empor,
Eh' in unerreichbaren Fernen
Auch der letzte dem Blick sich verlor.

Wenn Glaube auf Glaube gesunken,
Wenn Hoffnung auf Hoffnung zersprengt,
Ein Licht ist's — vielleicht nur ein Funken —,
Um das unsere Sehnsucht sich drängt.

So vielen galt einst unser Lieben,
Und alle erloschen in Nacht! —
Nur ein Licht, das dem Glauben geblieben,
Uns es grüßt in verschwindender Pracht.

Noch hängt unser Blick an dem Funkeln
Des Lichtes der Freiheit mit Fleh'n,
Es darf in den Tagen, den dunklen,
Der Knechtschaft nicht auch uns vergehn!

Wie lange noch, daß in der Wolke
Der Zukunft es pfadlos zerstiebt?
O leuchte, du Hoffnung, dem Volke,
Denn am heißesten wirst du geliebt!

II.

Doch kann es auch plötzlich geschehen,
Bevor du uns völlig zerschellst,
Daß wir Alle geblendet dich sehen,
Wie du Erde und Himmel erhellst.

Wie befreit von der schattenden Wolke
Du segnend am Himmel stehst,
Voran dem aufjubelnden Volke
Als Leitstern und Sonne gehst!

Dann — nach tausendjährigem Schlafe —,
In dem Elend und Schmach uns umengt,
Hat endlich entschlossen der Sklave
Die verhaßten Ketten zersprengt.

Dann dürfen von Neuem wir glauben,
Die wir lange zu glauben verlernt,
Denn die Hände, gestreckt schon zum Rauben,
Sie haben das Schlagen verlernt.

Die Geißel ist ihnen entwunden! —
Stern der Freiheit, der nie mehr zerstiebt,
Nicht umsonst bist in dunkleren Stunden
Von uns du am meisten geliebt!

Eile, eile! neues Jahrhundert!

(1883)

Eile, eile, neues Jahrhundert! — Steige segensbringend herauf,
Eine Menschheit harret dir entgegen, darum beflügele deinen Lauf!
Rette uns aus den ehernen Banden, die um uns Alle der Zeitgeist
schlingt —
Müde sind wir und jauchzen entgegen dir, das uns Licht und Be-
freiung bringt!
Licht statt knechtender Vorurteile; Licht, das stürzet von seinem
Thron
Einen Glauben, dem wir gehuldigt; das eine neue Religion
Ueber die Zeiten führet und Lande, welche heute ein Wahnbild
zwingt,
Daß statt finsterner Gesetze die Liebe ihr allmächtiges Szepter
schwingt! — —
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Nimm zum Genossen den
brausenden Wind,
Rüttle uns auf aus dem bleiernen Schlafe, in dem befangen noch
immer wir sind,
Scheuche die Wolke, die über dem Haupte uns Vernichtung drohet
und Tod,
Senke in unsre erschlafften Gemüter einen Funken, der himmel-
wärts loht! —

Siehe, schon suchet im Grabe das alte für enttäuschte Hoffnungen
Ruh,
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Eine Menschheit jauchzet dir
zu!

Der Letzte

I.

Was groß und was schön war, Ihr habt es zerstört!
Auf die Stimme der Zukunft habt Ihr nicht gehört!
Euch duftete keine Blume, für Euch kein Vogel sang:
Das Glas an Eurer Lippe, das Euch laben sollte, zersprang.

Für Euch war nicht dieser Himmel, sein siegendes Morgenrot;
Für Euch nicht seine Sonne; für Euch nicht sein schweigender Tod:
Was groß und was schön war, dahin, dahin, dahin —
Was lache ich immer wieder, der Einer von Euch ich doch bin?!

Ich lebe! — Doch fliehend ruht nur auf meinem Scheitel das Licht:
Nein, auch mir nicht dieser Morgen, auch mir dieser Abend nicht!
Was groß und was schön war — armselig-feile Welt,
Du würfelst um die Schönheit: auf den Letzten der Siegwurf fällt!

II.

Der Letzte von uns, er ahnt nicht, was Schönheit und Freiheit ist!
Er kennt nur die Langeweile, die seine Tage zerfrisst.
Er streichelt seine Hunde, küßt sein erkauftes Weib,
Und tastet mit mattem Finger an ihrem vergifteten Leib . . .

Er gähnt und reckt die Arme. Dann ruft er nach seinem Pferd
Und reitet hinaus in die Lande, bis auf die Füße bewehrt.
Doch grüßt er nicht auf zum Himmel. Es fällt sein träger Schuß
Das Wild, das seiner Laune blutend erliegen muß.

Und kommt ein König gegangen, wirft er sich in den Staub,
Doch des Kärrners letzte Rose pflückt er in frechem Raub,
Und er achtet doch ihres Zaubers, wie des Lächelns des Abends kaum.
Er reitet nach Hause. Die Nacht naht. Sie schenkt ihm keinen Traum.

III.

Der Letzte von uns: da sinkt er auf seinen goldglitzernden Pfuhl,
Stets müde und nie ermüdet. Nur widerndes Gefühl

Hält seine stumpfe Seele, den breiten Fuß gebannt.
Zuweilen hebt er zitternd im Schlafe seine Hand,

Als möchte von seinem Haupte ein Unheil er halten fern . . .
So naht ein letzter Morgen. Und wenn der letzte Stern
Die letzten seiner Strahlen auf die Erde ausgeleert,
Dann hat der letzte Erbe sein Erbteil aufgezehrt.

Dann — doch wie mag ich wissen, was dann in der großen Welt
Die Wage zwischen Sühne und Schuld gelassen hält? —
Ich ahne, daß Recht und Unrecht dann nur noch Worte sind,
Wenn auf der müden Erde der letzte Kampf beginnt! . . .

Gerechtigkeit

I

(1887)

Gerechtigkeit — du bist nicht blind! Jedoch
Ein Gott schlang einst um deine Stirn die Binde,
Da er die Erde haßte, weil sie war.
Nun taumelst du mit kindisch-kleinen Schritten
Durch unsere Schaaren, und die Klugen fassen
Dich bei der Hand und leiten dich zu ihrem
Eigenen Vorteil, und du läßt dich lenken
Und siehst die Andern nicht, die jammernd dir
Mit aufgehobenen Händen folgen und
Dich nie erreichen, bis am Wege endlich
Sie liegen bleiben und nicht weiter können.
Gerechtigkeit — wann kommt der freie Mensch,
Ein Held, voll Löwenmut, voll Löwenstärke,
Der dir die Binde von den Augen reißt
Und dich hinführt vor das versammelte Volk,
Daß Alle, denen du vorübergingst,
Mit lautem Jubel bittend dich umfragen
Und alle Ungerechten heulend flüchten? —
Jedoch du bist zu dicht umstellt von Jenen,
Die Alles frech und ruchlos an sich rissen,
Und Keiner kann hindurch durch ihre Mauern.
Sie halten ihrer Lüge Speere vor,
Und Jeder, der zu dir gelangen will,
Verblutet an Gewalt! — Gerechtigkeit —?
Zu Füßen deines Throns lagern die Fürsten
Und legen deine Hand auf ihren Scheitel —
Du aber glaubst des Aermsten Haupt zu rühren!
An deinem Throne lagern feile Priester,

Und durch ihr Singen, durch ihr lautes Beten,
Dringt nicht dein Ruf, der Alle kommen heißt,
Dringt nicht das Schrein der ungezählten Schaaren,
Die nach dir rufen, immer, immer wieder!
An deinem Throne lagern sich die Krämer
Und bergen mit dem Leibe ihre Schätze,
Um die sie tausend Andere betrogen!
Gerechtigkeit — zu deinen Füßen stehen
Die Vielen, welche deine klaren Worte
Verdeutelt tragen in das Volk, das hofft
Und deine eigenen Worte nicht versteht!
Gerechtigkeit — du bist ein Kind geworden,
Weil sie dem Weib zu lange schmeichelten!

— Und wir verlernten, ferner dir zu glauben.
Weil wir dich niemals sahn von Angesicht
Zu Angesicht — so lernten wir dich hassen!
Zu klar ist unser Blick, um noch zu glauben!
An dich? —

Vielleicht, weil wir es täglich sehen,
Wie du den Armen strafst, der hunger-gierig
Ein Stücklein Brot sich nahm von fremdem Tische,
Und wie sein Bruder, der mit schlauer List
Unzähligen das letzte Stückchen stiehlt,
Im Ueberflusse frevelnd weiter praßt?
Oder vielleicht, weil du die letzte Stunde
Dem Glücklichen vergällst — sollen wir glauben,
Daß diese Stunde seine Strafe sei,
Die Strafe für ein Leben voller Glück?!
Wir lachen, denn auch wir sind klug geworden.
Wir glauben auch nicht mehr an deinen Himmel
Und deine Hölle, denn wir wurden klug!
Und w a r u m sollen wir dir ferner glauben?
Vielleicht, weil du den Mörder tötetest, der
Den Wüstling schlug, der ihm sein Weib entehrt,
Und weil den Mörder du mit Purpur krönst,
Der hin sein Volk gemordet, sich zu Ehren?!
Weil jener reine Leidenschaft nur kannte?
Und dieser aller Lüge hohle Phrasen,
Und es verstand, aus edelreinem Triebe
Unmenschliche Gelüste sich zu modeln?! —
Gerechtigkeit, du bist es nicht, die straft,
Du bist es nicht, die irrt — ach, ich vergesse,
Daß sie die Augen dir verbunden haben,
Die Selbstisch-Frechen — — Du bist immer groß,
 Jedoch du weißt nicht mehr auf unserer Erde

In deiner ersten, heiligen Gestalt! —
Wann ward das Heilige jemals nicht unheilig,
Wenn schmutzige Menschenhände es berührten? —

Nie aber stand'st du über unserer Erde!
Du hattest nie ihr Schicksal in der Hand —
Wir sind es selbst, die dich geschaffen haben,
Die Anderen waren es, die dich verzerrten!

Gerechtigkeit — wann sendest deine Kinder,
Die Zwillingsschwestern: Menschlichkeit und Liebe
Und ihren Bruder Freimut — du hinaus,
Daß unsere Erde endlich glücklich werde? —

Allein dein Bruder ist dir immer treu.
Er wandelt noch mit ewig gleichem Schritte
Ueber die Erde, ernst und segenspendend.

Ich sehe nicht den Tag, wo uns der Kühne,
Der Freie, Starke kommt, der dir die Binde
Von deinen Augen reißt. Ich sehe nur
Den Bruder Tod mit seiner harten Hand,
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt!

II

(1889)

Gerechtigkeit, wie groß hat und wie schön
Der weißelnde Gedanke dich erschaffen:
Als Quelle, die dem Müden Labung spendet
Als Schooß, in dem er weinend sich verbirgt,
Als Leitstern, der die Heimatlosen ein
In ihre Heimat führt . . . Die „Heimatlosen“ —
Was sage Euch ich, wenn ich jetzt zerreiße,
Was Euch vor Jahren auch ich auferbaut?!

Leicht ist es, eine neue Lüge geben:
Der Fluch des bleichen Mundes, der am stein-
Gewordenen Brote wund sich biß, er trifft
Dich nicht, der du — leichtfertiger Lügner — es
Dem schreienden Volke reichtest. Aber schwer
Ist es in diesen Tagen der Verwirrung,

Wo Liebe und Selbstlosigkeit zum Mantel
Verächtlich-feiler Seelen nur geworden,
Die Wahrheit, welche Nichts verheißt, als sich,
Die Wahrheit, die auf Trümmern Schutt's, auf Haufen
Gefallener Leichen und auf Gräbern wuchert,
Aus seines Herzens leergewordener Zelle
Dem schreienden Volk als Labe hinzureichen . . .
Sie starben, die Ermüdeten, verhungert,
Doch ihre Seelen sättigte ein — Wahn!
Dennoch, Euch Heimatlosen, nichts als Wahrheit!

Gerechtigkeit, Phantom, lebloses Wesen!
Du Waffe in der Schwachen Hand, die Starken
Mit ihr zu schlagen — niemals richtest du
Dich gegen jene Brust, die dich erzeugte;
Sie ist gefeit, denn sie verlacht dich nur!

Verlacht sie auch, wie Jene sie verlachen!
Ergreife das Gespenst mit starken Händen,
Erwürge es — dann strecke weit hinaus sie,
Und hinter Dunst und Nebel, welche schwinden,
Liegt offen deinem Willen eine — Welt!

Sieh' hin in eine Zeit voll Wahn und Irrsinn,
Was ist Gerechtigkeit?

— Nichts ist gerecht,
Was unsres Lebens Wagen lenken will,
Und Alles ist gerecht, was ich mir nehme,
Auf daß ich sie zu meinem Ziele führe!
Bist du der Sieger, bist du der Gerechte . . .
Bist der Besiegte du, bist du im Unrecht . . .

Ich sehe eine Welt — nein, nicht voll Schuld
— Denn es gibt keine Schuld — nein, nur voll Narren,
In der der ‚Bruder‘ seinen ‚Bruder‘ — ‚richtet‘.
Der Tor sitzt auf dem Sessel. Und der Weise
Geht stumm am eklen Possenspiel vorüber.
Ihr aber — wartet auf Gerechtigkeit!

Ja, wartet, bis sich Euer Leben neigt,
Ja, wartet, bis Jahrhundert nach Jahrhundert
Sich in den dunklen Schooß der Zeit verkrocht.
Ja, spielt mit diesem Wahnbild Eurer Träume,
Das fern Euch ewig, wie der Himmel, bleibt!

Nie kommt der Held voll Löwen-Mut und -Stärke!
Und käme er, er hätte Nichts zu tun,
Als machtlos zuzuschauen, wie die Thoren
Das Bild des Götzen mit ererbten Kränzen,
Von deren Blättern blutige Tränen träufen,
Und hündischem Gewinsel hoffend schmücken

„Wir sind es selbst, die dich geschaffen haben“ —
Ja, aber Alles, was wir sehend ‚schufen‘,
Ist Rauch und Wahnsinn, der als Eisengeißel
Erbarmungslos gekrümmte Rücken peitscht!

Ich sehe nicht den Tag, an dem dein Bild
In Trümmern hinstürzt, nimmer zu erstehen —:
Ich sehe nur (— und Nichts mehr hoffe ich —)
Den Retter Tod, mit seiner starken Hand
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt! . . .

El Escorial

El Escorial, 30. November 1886

In El Escorial, dem Dome,
Stehen düster-hohe Säulen,
Und die Schatten toter Zeiten
Gleiten zwischen ihnen hin.

In El Escorial, dem Dome,
Ist ein Kreuzgang. Schwarzes Grauen
Weht von seinen Wänden nieder
Auf den Wanderer, der ihm naht.

In El Escorial, dem Dome,
Steht im Kreuzgang, halb im Schatten,
Ein geweihtes Wasserbecken.
Kaum befeuchtet ist der Stein.

In El Escorial, dem Dome,
Tritt ein Jeder zu dem Becken,
Beugt sich über seine Brüstung
Und befeuchtet seine Hand.

In El Escorial, dem Dome,
Hat im Lauf der dunklen Zeiten
Dieses Marmorbeckens Ränder
Tief der Frommen Schaar gehöhlt.

In El Escorial, dem Dome,
Wo die Zeiten spurlos sterben,
Zwingt des Wahnes dunkler Wahnsinn
Selbst den Stein in seinen Dienst.

In El Escorial, dem Dome,
Sinkt der Mut der Wahrheit nieder.
Wieviel Jahre wird es währen,
Bis der Fels des Wahns sich höhlt?!

Die Fanatiker

Sie:

Ich reiche dir meine Hände,
Die du so oft gedrückt,
Ueber die bei Tageswende
So oft du dich gebückt . . .
Wie kam es, daß ich dir glaubte?
Daß ich, die Glück-beraubte,
Dich, den die Schmach bestaubte,
Unsagbar hoch beglückt?!

Es war die Schmach der Andern,
Ihr Rufen, wild und bang,
Das zu ruhlosem Wandern
Dich, den Verfehmten, zwang.
Als mich noch Lust umlenzte,
Dich schon der Schmerz umgrenzte.
Ich sah dich, und — bekränzte
Die Stirn dir, scheu und bang.

Denn unter Allen ihnen,
Die fremd und feindlich dir,
Den Feigen, bist erschienen,
Du hoch und herrlich mir . . .
Der Würfel ist gefallen!
Getrennt von ihnen Allen
Kam ich, vereint zu wallen
Verlassenen Weg mit dir!

Ich reiche dir meine Hände
Als des Glückes Gebieterin:
An des Tages stiller Wende
Kam ich, die Königin . . .
Ich komme aus hohen Gelassen,
Noch fremd ist mir dein Hassen,
Doch ich weiß: Du bist verlassen —
Hier bin ich, nimm mich hin!

Er:

Du bist zu mir gekommen,
Und sagst zu mir, du kamst,
Weil Alles mir genommen,
Die selbst du Vieles nahmst.
Nun willst du mit mir gehen,
Mit meinen Augen sehen,
Mit meinen Gedanken spähen,
Spähen, bis du erlahmst?

Das ist ein Weg, ein weiter —
Ich weiß, wie weit er ist!
Wie breit und immer breiter
Um uns die Flut sich gießt:
Keine Schmach darf dich verletzen,
Keine Tiefe dich mehr entsetzen,
Keine Lust dich mehr ergötzen —
Nacht ist, was uns umschließt!

Wie Nacht, in der die Sterne
Der Freude erblichen sind!
Du wirst lernen, was in der Ferne
Der Völker Geschicke spinnt:
Wirst lernen die Herrscher verachten,
Und den Sklaven in ihren Schachten,
Die dir dein Wohlsein brachten,
Dient dein Leben, bis es zerrinnt!

Ich nehme, was du mir gegeben,
Als Freiheitsopfer an,
Bis zum Tage, wo Keiner sein Leben
Dem Andern mehr opfern kann;
Bis zum Tage, wo wir, die Verlorenen,
Sehn, wie die Nachgeborenen,
Die zu Freiheits-Wahren Erkorenen,
Im Glücke wachsen heran . . .

Und nie darfst du vergessen,
Nie, auch wenn du erlahmst,
Daß du von Schranzen und Tressen
Auf immer Abschied nahmst;
Daß du in diesen Tagen
In unerhörtem Wagen
Deine ganze Jugend zerschlagen
Und als Freie zum Freien kamst!

Die Lacher

I.

Er war ein Knabe noch. Sein Lachen quoll
Von seinen Lippen froh und frei: es scholl
Ins Herz von Allen, die es hörten.
Es rieselte wie Silberstrom vom Stein;
Wie Lebenswärme drang's durch Mark und Bein —
Doch fremd klang es den Seelen, den verstörten.

Und Jahre gingen. Da im Freundeskreis
Saß er: die Stirne freudehoch und heiß.
Ein Fremder saß ihm gegenüber.
Da — als er lachte in dem alten Mut,
Traf ihn ein Blick aus dessen Auge: Glut
Und Spott gemischt, wie Schattenhauch, wie trüber.

Und schärfer sah er auf den Fremden hin.
Und plötzlich ward ihm klar des Blickes Sinn.
Er fühlte, jener Mann verlachte ihn.
Noch schärfer sah er in sein Angesicht,
Das ernst und bleich zwar, aber höhnisch nicht,
An ihm vorüber jetzt zu sehen schien.

Und er stand auf und stieß den Stuhl zurück.
Und schon war's ihm, als weiche alles Glück
Von seinen Wegen, weit und weiter.
Und er ging heim — auf seiner Stirne lag,
Auf seiner Jugend wie mit einem Schlag
Ein Schatten — und der wurde breit und breiter.

II.

Nie lockte ihn des Lebens Schmeichelton.
Er ging in seiner Jugend Pfade schon,
Wo selten viele Menschen gehen.

So war er meist allein; gewohnt, daß ihn
Der Schmerz mit seinem Dämmerlicht beschien;
Gewohnt, das Fernste stets sich zu erspähen.

Sein Lächeln war des Schmerzes Lächeln nur;
War wie des Sternes Licht, wenn er die Flur
Der Erde flieht im Niedergleiten.
Er sah die Andern und verstand sie nicht,
Denn trüb, wie Qualm sich mischt mit Morgenlicht,
Zog durch sein Haupt hin der Gedanken Streiten.

Nur einmal saß auch er im frohsten Kreis.
Die Worte schwirrten lachend, laut und heiß
Um ihn. Doch er blieb still in sich gesenkt.
Er dachte Fernes. Einmal nur sah er
Wie ungeduldig auf. Da sah er, — der —:
Der ihm gegenüber saß, den Arm verschränkt,

Sah ihn mit kaltem Blick des Hohnes an,
Fast mitleidig — doch als er wieder dann
Ins Aug' ihn faßte, sah er lachend fort,
Mit jenem frechen Lachen, mit dem so
Sich über unverständene Schmerzen roh
Der Seichte hebt; wie ein gedunsenes Wort

Sich stets die klarste Wahrheit dienstbar macht.
— Doch er fuhr auf! und hat gelacht! Gelacht
Zum erstenmal, indessen Purpurflammen
Sein Antlitz überzog. Ihm klaffte jäh
Ein Abgrund auf, und nieder zwang sein Weh
Er stark und lachte! — Vor ihm aber schwammen

Die Bilder seines Lebens. Und von Stund'
Ging er in laute Menschenschwärme und,
Und lachte, lachte, lachte — lachte! — lachte!! —
Doch kam sein Lachen nicht so recht von Herzen.
Es war, als spottete er der eigenen Schmerzen
Darum allein, daß man sie nicht verachte!

Der Letzte seines Stammes

Er steht am Gartentor — ein schlichter Mann,
Der Letzte seines adligen Geschlechtes.
Weil er sich seines angeborenen Rechtes
Begab, ward er in Acht getan und Bann.
Hinaus stieß bebend ihn die Vaterhand.
Da kehrte er dem Heimathaus den Rücken —:
Er konnte dem, was er veraltet fand,
— Unfreien Vorurteilen — nicht sich bücken.
Er wollte frei sein! Und so schuf er sich,
Der Letzte seines Stamms, ein eigenes Leben.
Und in dem unermüdlich-harten Streben
Das Bild der Kindheit mehr und mehr verblich.
So ging ein Leben, das zum Spiel geboren,
Wie tausend andere, nicht der Zeit verloren.

Er sah den Vater nie, die Heimat wieder,
Seitdem er seinen Namen abgelegt
Und so von seiner Höhe stieg hernieder,
Daß er — zur Arbeit seine Hand geregt.
Da drang die Kunde in sein stilles Schaffen,
Daß tot der Vater sei — und er enterbt,
Da er „durch die Ideen der Zeit verderbt“;
Doch sei er „stark genug sich aufzuraffen,
Und zu entsagen seinem tollen Treiben,
So solle Herr er seines Erbes bleiben“.
Da wollte ihn der Schmerz der Wehmut fassen.
Er sah noch übers Grab hinaus dies Hassen,
Das nicht von Altererbtem lassen wollte.
Und er — er mußte gegen Alles hadern,
Was heilig ihm gewesen . . . Warum rollte
Dasselbe Blut nicht auch in seinen Adern?
Wie kam's, daß er so aus der Art geschlagen?
Daß ihn sein Denken auf so anderen Bahnen,
Als den von seines Hauses hohen Ahnen
Geebneten, zu anderm Ziel getragen?
Doch wollte er die Heimat wiedersehn,
Noch einmal auf der Jugend Pfaden gehn.

So stand er denn am Gartentor. Es knarrte
Mißmutig, als die Hand, die arbeitsharte,
Die rostzerfressenen Stäbe offen stieß.
Und er betrat den übergrünten Pfad und ließ

Die Blicke durch die grünen Hallen schweifen.
Langsam Schrittes ging er alte Wege,
Die er seit seiner Kindheit nicht gegangen.
Wohl fühlte er nach seinem Herzen greifen
Erinnerungen, welche längst entschlafen:
Die führten ihn verschlungen-krause Stege
Zu ersten Jahren in der Jugend Hafen.
Doch scheuchte er zurück dies feige Bangen —
Er fühlte auch: er war sich treu geblieben.
Er hatte einst die Zügel seines Lebens
In seine eigene, starke Faust genommen,
Und sicher hingelenkt durch Haß und Lieben.
Da sollte jetzt ein Längst-Vergessenes kommen,
Um seine freie Stirne zu umnebeln,
Ihn rückwärts drängend mit vermorschten Hebeln?
Er fühlte klar, das war fürwahr vergebens!
— Und da lag vor ihm seiner Väter Schloß,
Aus dem sie noch vor wenig kurzen Tagen
Den Vater in die Ahnengruft getragen.
Es wartete auf ihn — den letzten Sproß.
Der aber schritt durch seine weiten Hallen,
Die fremd dem fremden Mann geworden waren.
Er hörte seine festen Schritte schallen
Von Wand und Decke nieder, diesen kalten;
Sie schienen scheu vor ihm sich zu verwahren:
Hier dürfen keine fleißigen Hände schalten!
Hier heißt es einzig: in den alten Pfaden,
Den abgezirkelten, still weiter gehn,
Nach rechts nicht und nach links nicht um sich sehn,
Und nicht mit ‚Neuem‘ unnütz sich beladen! . . .

Ein Lächeln spielte über seinen Lippen.
Ihn lockte nicht dies übertünchte Grab
Von seines Wollens klaren Zielen ab.
Nicht unter den vermoderten Gerippen
Erstorbener Zeit vermochte er zu wandeln —
Ihn trieb es an zu unablässigem Handeln!
Er hatte eine Stunde hier verträumt —
Das war genug. Es war genug versäumt.
Der Jugend war ihr volles Recht geworden.
„Nun wieder stark hinaus ins reiche Leben,
Ans Herz nun wieder deiner wachen Zeit!
Die Heimat ist dir an den fernsten Borden,
Wo du zu jeder Stunde bist bereit
Dein Bestes für der Menschheit Glück zu geben! . . .“
Aus seinem Auge brach ein seltsam Leuchten.

Er aber schämte sich des Blicks, des feuchten,
Und von ihm ab fiel auch der letzte Bann.
Zum Tore trug ihn schnell sein Fuß hinaus,
In Nacht sank hinter ihm sein Vaterhaus . . .
Die Ferne um ihn ihre Zauber spann—
Der Letzte seines Stammes ein freier Mann!

Vernunft und Wahn

I.

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter
Wie die Zeiten des Jahres: in ewigem Wechsel!
Und unabänderliche Gesetze
Schreibt ihnen allen die Mutter Natur.
Noch immer folgte dem Völkerfrühling,
Herbeigesehnt und herbeigerufen
Aus lichtloser Irrnis untätiger Zeiten,
Ein weichlicher Sommer des schlaffen Genießens,
Bis erntend die Späteren köstliche Früchte,
Gesät einst in dürrer, unfruchtbaren Boden,
Mit lächelnder Miene der stolzen Freiheit
Erhobenen Hauptes nach Hause trugen.
Und immer noch folgten auf Zeiten des Lichtes
Lichtlose Zeiten: — statt Wissen der Glaube!
Bis endlich aus Nacht und Oede des Lebens
Holdflüchelnd der Frühling der Freiheit wieder
Sich über die durstende Menschheit dehnte,
Herbeigesehnt und herbeigerufen!
Doch niemals, so lange die Menschen wandeln
Hin über die Erde, war ein Gewinn,
Dem nicht der Verlust auf dem Fuße gefolgt.
Noch nie war ein Anfang, der ohne Ende.
Anfang- und endlos ist einzig — die Welt!

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter!
Den Spätegeborenen lebt kein Erinnern.
Sie sind vergangen und kehren nicht wieder,
Und wie sie gelebt und wie sie gestorben —
Wir ahnen es nur, wir wissen es nicht.

Doch wie wir wurden, wir wissen es Heute!
Mit Adlerkühnheit hat freie Forschung
Den Schleier vom Haupte der Wahrheit gerissen,
Und Alles, was Wunder und Glaube hieß,
Es ist gesunken in jene Nacht,

In die zu den Göttern vergangener Zeiten
Der Gott nun stürzte, den lange Jahre
Die Menschen den „Allerbarmer“ nannten,
Und dahingestäubt ist dies Wort des Entsetzens,
Das der Wahn und der knechtische Sinn einst erdachten.
Vor unseren Augen liegt klar nun die Erde,
Auf der wir geboren, von welcher wir gehen,
Und heimatlos stirbt der hoffende Glaube,
Ob Tausende jammern ihm schwächlich nach.
Sie bergen die Augen und wollen nicht sehen.
Zu grell ist das Licht noch für ihre Blicke,
Die immer in dämmernde Nacht nur geschaut.
Zu schwach ist ihr Fuß, um sicher zu stehen:
Er hat zwischen Irrtum und Hoffnung geschwankt
Und kann nun nicht wurzeln im Erdreich der Wahrheit.

Doch nimmer wieder wird auf den Sockel,
Von dem das Bild seines Gottes gefallen,
Der enttäuschte Glaube ein neues stellen —
Das ist vorbei! — Und das ist errungen! —

Jedoch wir wollen nicht töricht vertrauen,
Denn immer noch folgte dem Tage die Nacht,
Und stärker als Wahrheit war immer der Wahn!
Ueber die Erde wandeln die Geschlechter
Mit trägen Füßen und dumpfen Herzen!
Sie sinken hinab in die Nacht des Vergessens,
Und Keiner ist mehr, der nach ihnen fragt.
Sie traf das Los, das sie sich verdienten.
Wer aber hob im Laufe der Zeiten
Den menschlichen Geist von der niedersten Stufe
Hinauf zu den Höhen der freien Erkenntnis?
— Das waren nicht Jene, von denen Geschichte
Uns prahlend meldet in blutigen Büchern,
Das war nicht die rohe Gewalt der Arme —
Das war jene flutende Kraft des Geistes,
Die fessellos frei in den Stirnen der Denker,
Im Herzen der Dichter gelebt und gewaltet!

Sie gingen voran, und die Massen — sie folgten!
Sie folgten nicht dankbar und freudig — nein, blind,
Wie immer sie folgen dem herrschenden Führer,
Mag er sie heute in gräßliche Schlachten
„Für König und Vaterland“ frevelnd treiben,
Mag er sie morgen zum Tempel leiten
Zur höheren Ehre des „liebenden Gottes“ . . .

Sie folgen — so werden sie folgen der Wahrheit;
Mitdenken und -fühlen, das werden sie nicht!

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter!
Einsam wandeln die Streiter der Wahrheit.
Ihr Auge ist kalt und ihr Mund ist herbe.
Ihr Herz ist verblutet im Kampf um die Wahrheit.
Doch ihr Fuß ist nicht müde. Nur schreitet er nicht mehr
Hindurch durch die Schaaren — an ihnen vorüber
Führt jetzt sein Weg. Er kennt nur noch eine,
Noch eine von allen Göttinnen der Erde,
Die strengste und reinste, die mitleidlose:
Vernunft! — Sie leitet ihn klar und sicher,
Und ihr allein gehört noch sein Hoffen,
Und ihr allein gehört noch sein Lieben,
Und ihr allein gehört noch sein Glaube!

II.

Doch das Licht liegt schattend über der Erde.
Die es besitzen, genießen es nicht,
Und die es erkämpfen, besitzen es nicht,
Weil immer weiter zu schwindelnder Höhe
Der Sporn heißfiebernden Suchens sie jagt.
Wo sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die Glücklichen sind die unendlichen Scharen,
Die freudig genießen den wechselnden Tag,
Und die nach Gestern zurück nicht blicken,
Und die auf Morgen nicht hoffend vertrauen;
Die nehmen, was ihnen der Zufall bietet,
Und geben, was Pflicht von ihnen verlangt;
Die tun, was die Anderen tun, und die lassen,
Was Andere lassen; die hassend und liebend
Dieselben sich bleiben ein ganzes Leben.
Sie beten zum Gott, der der Gott ihrer Zeit ist,
Und leben in Glück und sterben in Frieden.
Und niemals greift Wahrheit mit stählerner Hand
Nach ihrer Stirn und nach ihrem Herzen.
Der Gewohnheit Kinder sind alle glücklich!

Die Glücklichen unter den Menschen — wer sind sie?
Die Glücklichen sind jene Toren, die träumen,
Die immer in dämmernder Ferne Erfüllung
Des heißesten Wünschens des Herzens vermuten.
Die im Herzen die Wonne und im Auge die Träne
Sich selber für elend und unglücklich halten;

Die in tönende Worte die Lüge kleiden,
Und die es verstehen, sich selber zu täuschen,
So meisterlich, daß sie am Ende glauben,
Sie seien die Besten von allen Menschen,
Und seien die Wahrsten — und sind doch nur Träumer,
Die halb nur gelebt, ob ganz auch sich selbst.
Die Kinder des Wahnes sind immer glücklich!

Wer sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die glücklichen Menschen, das sind die Gemeinen,
Denn die Gemeinheit ist immer zufrieden!
Sie steht am flachen Ufer des Lebens.
Sie hat nicht den Mut, sich ins Weite zu wagen,
Und doch nicht die Kraft, am Ufer zu bleiben.
So rührt sie mit schmutzigen Händen am Rande
Das Wasser und freut sich des eigenen Unfugs
Und wirft mit Steinen nach eilenden Seglern
Und spritzt mit Kot auf die Schaaren am Ufer.
Sie lebt von dem, was sie neidisch beschmutzt,
Und schaut verachtend vom sicheren Standpunkt,
Vom seichten, hinüber zu alle den Andern.
Auch das sind die Glücklichen unter den Menschen!

Und viele Andere sind glücklich-zufrieden . . .
Wo aber weilen denn Jene, die niemals
Die Täuschung, die Schlaueit, die Rohheit sich dienstbar
Zum Baue des eigenen Lebens gemacht?

Wo ist ihre Heimat? — „Sie haben nicht Heimat!“
Doch wo ist die Stätte, wohin sie sich flüchten,
Wenn müde gehetzt sie nach Ruhe sich sehnen? —
„In der eignen Brust nur; sonst nirgends — nirgends!“
Und eint sie kein Band? — „Der Gedanke allein!“
Und ist kein Zeichen, an dem sie erkennbar? —
„Das Lächeln des Schmerzes auf schweigender Lippe!“
Sie reichen sich niemals die Hände zum Bunde? —
„Nein, niemals! — für sich kämpft ein Jeder allein!“
Und was ist ihr Lohn? — „Ihr Lohn? — den empfangen
Die Andern für sie —“ Doch sage mir Eins noch:
Sie sind nicht glücklich? — „Ach, frag mich nicht mehr!“

Die Insel der Freiheit

(F r a g m e n t e)

I.

Eine Insel liegt leuchtend gebreitet
Um die Halle von Marmor und Gold.
Zu Häupten der Himmel sich weitet,
Zu Füßen die Woge ihr rollt.

Ein Himmel voll ewiger Bläue,
Ein Meer voll unendlicher Pracht —
So begrüßt jeder Tag sie aufs Neue,
So scheidet von ihr jede Nacht.

Ist es jenes selige Eiland,
Von welchem die Vorzeit uns sagt,
Um welches die Helden von weiland
Ihr Heil und ihr Leben gewagt?

II.

Auf dieser Insel feiern alljährlich
Die Kinder der Freude ihr herrliches Fest . . .
Kein Ort ist zu weit, kein Pfad zu beschwerlich:
Sie kommen von Osten, sie kommen von West.

Sie kommen in Schaaren nicht: einzeln und einsam
Entfliehn sie verstohlen dem heimischen Strand.
So wandern sie lange. Und selten gemeinsam
Begehen die Wanderer das heilige Land.

Und wenn sie die selige Küste betreten,
So sind sie ermüdet, erlahmt und bestaubt.
Doch sie fallen nicht nieder mit Küssen und Beten —
Sie heben zum Himmel ihr Heldenhaupt!

III.

Du kommst als Freier nur: Enthüllung
Der Wahrheit — hier nicht wird sie dir.
Hier winkt dir deines Glücks Erfüllung —
Einmal im Leben winkt sie dir.

Du bist die Wahrheit. Diese Wellen
Sie tragen keine Sklaven her.
Toren und Träumer — sie zerschellen
Auf diesem uferlosen Meer!

IV.

O wunderbares Fest der Freude,
Das diese dunkle Nacht erhellt,
Heut' schallst du durch dies Prachtgebäude,
Bald ziehst du durch die ganze Welt!

Wie werden dann die Herzen schlagen,
Wie dann die weißen Fahnen wehn,
Wenn in der Zukunft großen Tagen
Die freien Völker dich begehnen!

AM AUSGANG DES JAHRHUNDERTS

Eine Welt-Dichtung in dreizehn Gesängen

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!

Erster Gesang

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Gesritten schon durch einer Weltstadt wirre Gassen,
Die noch vor Stunden hell im Lärm des Tages lagen?
Die Häuser ragen stumm. Um die geschwärzten Dächer
Webt sich ein Dämmerlicht. Doch schwach und immer schwächer,
Denn schon beginnt im Morgen es zu tagen.

Du schreitest lässig heim. Scharf in die Stille fallen
Hörst du mit müdem Ohr der eigenen Tritte Hallen
Und klar ihr Echo an den Wänden.
Wie schwül die Sommernacht! — Der Mond wirft seine Strahlen,
Bevor das Sonnenlicht zerstreut die seltsam-fahlen,
Weithin mit weißen, schmalen Händen.

Doch sieh' die Häuser dort, wie sie im tiefen Schatten
Sich schweigend, drohend-ernst fest aneinandergatten —
So steht das Schlechte eng zusammen
Und birgt sich feig in dunklen, dumpfen Ecken,
Um langsam immer weiter sich zu strecken,
Wenn rings erlöschen will der Wahrheit Flammen.

Und du eilst an den Häusern schnell vorüber.
— Doch schien es da dir nicht, als sei vorbei ein trüber,
Formloser Schatten dir gezogen?
Du schaust dich um — doch Alles still und leer!
— Doch dort! — und wieder! — Ist da nicht ein Heer
Von solchen Schatten dir vorbeigeflogen?

Und du erschauerst. — Wesenlose Wesen,
Ins Heute ragend, die Gestern gewesen,
Dem Lebenden, der weiter eilt, ein Fluch!
Ein Recht verlangend, das sie schon verloren,
In ihrer Sterbe-Stunde neu geboren,
Und tot noch selbst sich nicht genug!

Mit beiden Füßen schon im Reich des Todes stehend
Und doch mit durstigem Blick noch müde rückwärts sehend
In jene Welt, die ihre Heimat war;
Vielleicht im Leben ruchlos-frech geknechtet,
Vielleicht im Jubeltanz, vielleicht geächtet —
Und festgebannt stand ihre Schaar!

So schien es deinen Sinnen, doch es schien
Dir einzig so . . . um deine Stirne flieh'n
So Träume nach durchtobter Nacht!
Die, wenn das Tageslicht die Wallenden bescheint,
Das, was sie sind, dir werden: spurlos und unbeweint,
Die Bilder eines — Traums dein kecker Mund verlacht.

Doch was sie wirklich waren, weißt du nicht.
Nicht ahnst du, daß die ‚Sterbenden am Licht‘
Mehr sind als Bilder eines Wahnes,
Und weniger noch als wesenlose Schatten!
Ein Korn ist Wahrheit —: die die Kühnheit hatten,
Die sahen sie, die Geister des Orkanes!

Die sahen sie in solchen stummen Nächten,
Wenn Trug und Wahrheit fest sich ineinanderflechten,
Die sahen sie, wie du sie sahst.
Und anders doch —: Dir sind sie eitler Schein,
Doch ihnen wurden sie zu Erz und Stein.
Geh' weiter — sie sind fort, wenn du dich wieder nahst.

Sie sahen, sahen sie, wie sie mit sicherem Schreiten
So jede Nacht durchziehn der Weltstadt stumme Weiten
Und niedergehn beim ersten Hahnenschrei.
So ziehn sie jede Nacht: die Geister der Zerstörung,
Den Haß im Auge und im Herzen die Empörung,
Und sehn, wie weit ihr Werk geschritten sei!

— Noch einmal schaust du um. Doch alles still und leer.
Doch an der Ecke dort, siehst du auch dort nichts mehr?
Wie ein Gewand fühlst du es wallen,

Und wie ein Moderduft weht es um deine Stirn,
Und heißer jagt dein Blut durch dein ermattet Hirn,
In deinen Ohren tönt ein langgezogenes Hallen . . .

Da packt ein Schauer dich! Und du gehst schneller, schneller —
Und jagst dem Morgen zu, der stetig heiterer, heller
Die Angst von deinem Herzen lacht . . .
Doch oft noch fährst du auf in anderen dunklen Nächten,
Wenn Träume der Verwesung um deine Stirn sich flechten —
Und dann gedenkst du dieser, dieser Nacht!

Zweiter Gesang

Wenn meine Lebenswünsche im Schattentanz entflohn;
Wenn unter mir, ein Nachhall, des Lebens Schmerzenston
In jene Ewigkeit des Friedens hingestoben;
Wenn von dem Handgelenk die letzte Fessel fiel;
Wenn — im Verlieren — ich des Tages letztes Spiel
Zusammenwerfe, d a n n —: in ungezähmtem Toben

Bricht das, was mir Natur gegeben, aus!
Dann richte ich mich auf: das enge Haus
Wird mir zum ungeheuren Raum der Welt.
Sie schlafen Alle, und kein Menschenohr vernimmt,
Wie meiner Schritte Echo leer an der Wand verschwimmt,
Und wie mein Aufschrei wild durch nächtige Stille gellt.

Doch ist es nur ein Aufschrei: bei diesem einen Schrei,
Da kommen Alle schon, die ich mir rief, herbei —
Sie — jene Geister der Zerstörung,
Wie du sie einst gesehn in stummer Sommernacht.
Wie ein Gedanke waren sie dir, nur halb gedacht;
Und waren dir nicht, was sie sind: Empörung!

— Und dann beginnt ein Kampf. Und zwischen mir und ihnen
Ist er geendet erst, wenn hell der Tag erschienen.

Und ihre Kraft ist stärker; doch größer ist mein Mut.
Es ist ein stummes Ringen, kein Richter steht zur Seite.
Sind mit dem Frühlicht sie geflohen in das Weite,
Dann trockne ich die Stirn — und an dem Tuch klebt Blut.

Und an dem Tuch seh' ich des Schweißes blutige Flecken;
Und fühle noch nach mir sich ihre Hände recken;
Und fühle noch des Atems schwülen Brodem;

Und fühle noch, wie sie die Kehle würgend packen;
Wie sie die Nägel tief in das Gehirn mir hacken —
Und schwer und keuchend fließt mein Odem . . .

Das ist der Kampf, den allnächtlich, bevor das Dunkel zerrinnt,
Einsam und gramvoll auskämpft des Jahrhunderts verlorenes Kind.
Da bist auch du — das ist jener — da bin nicht ich allein! —
Zwischen Leben und Leiden fließen die Ströme im Sonnenschein.
Und sie schaukeln auf den Wellen, und jauchzend ihr Lachen erklingt,

Doch plötzlich verstummt ihr Lachen, wie ein Glas am Munde
zerspringt —

Und es sind zu ermattet zum Helfen, die dann am Ufer noch stehn,
Doch sie müssen es Alle sehen, — und sie müssen es sterbend
sehn!

Dritter Gesang

Das ist der Kampf, der hundertmal sich ausgekämpft in Allen,
Auf die ein Strahl des Wahrheitsdrangs aus Zeiten-Nacht gefallen,
Und hundertmal wird er gekämpft mit jedem aufleuchtenden Tage.
Und er ist stets derselbe, ob er dort sich kämpft im Wissen,
Ob ihn allein der Dichter kämpft, in seinen Strom gerissen:
Er schreit wie Grollen und Zürnen hier, dort klingt er wie Flehen
und Klage.

Derselbe stets, ob ihn der Mensch in Taten kämpft, in Worten,
Die noch berauschend gestern blühten, heute schon verdorrt:
Wenn die Tage der Freiheit gekommen, dann sind sie von Allen
vergessen.

Derselbe, ob du durch ihn kämpfst, weil selbst du noch ein Sklave,
Ob du ihn kämpfst, die Knechte aufzurütteln aus dem Schläfe,
Ihr Recht an dem Rechte des Herrn, der sie ruchlos geknechtet, zu
messen.

Ob der Gefangene ihn kämpft stumm hinter Kerkermauern,
Ob ihn der Arme zweifelnd kämpft in brütend-stummen Trauern —
In Allen, in Allen ist endlich das Bewußtsein der Würde erwacht.
Ob ihn ein König schauernd träumt auf seinen Purpurkissen,
Ob ihn der Priester bebend ahnt, aus seinem Wahn gerissen —
Sie hören die Stimmen der Rächer schon wie Wettergedröhn vor
der Schlacht.

Und wer nicht weiß, der denkt; und wer nicht denkt, der fragt;
Und wer nicht fragt, der zweifelt; wer noch nicht zweifelt, klagt —
Doch ein Bangen, ein Ahnen, ein Sehnen hat Alle, hat Alle er-
griffen:

Ein Ton fiel hörbar niederwärts, er fiel in unsere Mitte.
Nun lauschen wir ihm immerfort bei jedem Schritt und Tritte —
Es ist ein Laut wie das Stöhnen der Wut, die noch das Schwert
nicht geschliffen.

So rollt durch alle Adern er, der Kampf, schwer, unablässig,
Sie mögen schüren ihn zum Brand, ersticken ihn gehässig:
„Ich verlange, was nie mir geworden: mein Menschenrecht, das
entehrte!“ —

Es ist derselbe blutige Kampf, ob aufschreist du in Schmerzen.
Ob du in bangem Ahnen sinnst, den Makel noch zu merzen.
Doch die rächende Hand hält Keiner mehr auf, die eisern bereits
bewehrte!

Vierter Gesang

Wir standen am Scheidepfahle, wo sich zwei Wege gewendet:
Der eine wies in die Ferne, der andre ist bald geendet;
Schon blicken Jene zurück und wissen nicht mehr wohin.
Wir schritten vorwärts und sahen durch Nacht schon die leuch-
tenden Weiten
Und reichten der Zukunft die Hand, hin über den Abgrund der
Zeiten.
Stahlhart war unser Wille und klar bewußt unser Sinn.

Sie müssen sich Allem entgegen, was wahr und frei sich nennt,
stemmen,
Sie müssen, Verzweiflung im Herzen, ein Meer versuchen zu
dämmen,
Und fühlen es klarer von Tag zu Tag: sie gehen zugrunde.
Schon sehn sie zurück und messen den Weg, auf welchem uns
gehen
Mit freudig-pochenden Herzen und blitzenden Augen sie sehen.
Heil uns: die Zukunft ist unser! — Fluch ihnen: sei ihnen die
Stunde!

Von Zweifeln zernagt, von Angst gejagt, gefoltert vom eigenen
Gewissen,
So sind vom erstohlenen Lager sie jäh in die murrenden Lüfte
gerissen,

Und sie kämpfen den Kampf, denn sie wissen: der Kampf ist der letzte! —

Doch unser der Sieg: hinein in die Masse, die furchtdurchklaffte!
Wer ist unser Feind? — Nur eine zerrissene, lusterschlaifte,
Absterbende Kranke, die schon der Hauch der Verwesung zer-
setzte! —

So sieht im Spiegel die Zeit ihr angstzerfressenes Gesicht:
Der Vater erkennt sich wieder in dem eigenen Sohne nicht —
Recht nennt er, was jener fluchwürdigen Frevel nennt!
Unheiliges Wünschen die Sehnsucht, der schon die Erfüllung winkt!
Unersättlich und unrein die Lippe, die am Kelche der Zukunft trinkt!
Unlauter die heilige Flamme, die unsere Herzen durchbrennt!

Wohl wiegt er in Zweifeln das Haupt, doch hat ihn der Strom
nicht ergriffen,
Ihm hat seiner Wünsche Schneide noch die wirbelnde Zeit nicht
geschliffen:

Er kann uns nimmer verstehen. Und wir — verstanden ihn nie!
Noch wähnt er, das Siegel des Knechts auf des Sohnes Stirne zu
drücken,

Und sieht doch in machtlosem Zorn seines Wahnes Kränze zer-
pflücken

Die Hand, der ein höherer Gedanke, als Rücksicht, die Kraft verlieh!

Wir standen am Scheidepfahle. Wir gingen hinein in die Weite!
Uns gibt die Hoffnung auf hellere Tage — auf Tage des Glücks!
— das Geleite!

Und mag über Leichen und Trümmer der Weg zum neuen Leben
auch gehn:

Wir wollen, daß endlich zu Ende sich kämpft der ewige Kampf
um das Rechte!

Wir wollen, daß endlich der Tag des Zornes aufleuchte diesem
Geschlechte!

Und der Sonne der Zukunft — wir wollen ihr fest in die herrlichen
Augen sehn!

Fünfter Gesang

Du warst, Erkenntnis der Natur, es, die den Schleier hob!
Vor der ‚der Traum des Ideals‘, der lügende, zerstob!

Du hast, was ‚Glaube‘ hieß, vernichtet!

Du hast den Wahn, die Phantasie, die Hoffnung vor die Stufen
Der freien, echten Wissenschaft mit Zauberkraft gerufen

Und hast die Törichten gerichtet!

Du zeigtest uns, daß Nichts wir sind als Glieder in den Ketten,
Daß keine Hand sich zu uns neigt, uns liebend zu erretten,
Das ‚Mitleid‘ nur ein Wort, ein lebenbaares.
Daß ewig wir gezwungen sind, auf eigener Kraft zu stehen,
Statt mit umflortem Auge in die ewige Nacht zu sehen —
Ein Bild des Lebens gabst du uns, ein klares!

Du zeigtest uns, daß Alle wir am Anfang noch der Bahn
Zu neuem Leben stehen; daß wir wenig noch getan;
Daß wir es sind, die erst beginnen sollen!
Doch zeigtest du uns auch, daß wir nicht aus den Himmelshöhen
Geschleudert auf die Erde sind; daß wir noch Ziele sehen,
Die wir uns unterwerfen dürfen — wollen!

Und so hast du geboten uns (und auch die Kraft verliehen —):
Aus jeder Lebensfrage stark den letzten Schluß zu ziehen
Und keinem ‚Gott‘ mehr zu vertrauen.
Und während noch um uns die Wut der Todgetroffenen gellt,
Sehn wir die Wahrheit, groß und ernst, hinschreiten durch die Welt,
Die Zukunft langsam aufzubauen . . .

Sechster Gesang

Mit Blut befleckt, doch lebensstark, so wurdest du geboren:
Das jüngste Kind der Mutter Zeit zum letzten Kampf erkoren,
Gezeugt in einer Nacht voll Finsternis und Glut.
Der Lärm der Revolutionen klang in deinen Ohren.
Und nie hast das Erinnern du an diesen Klang verloren:
Er zuckt in deinem Hirn und er durchpulst dein Blut.

Zuweilen hat er dich gepackt und aus dem Schlaf geschüttelt,
Und dann hast an den Ketten du in dumpfer Wut gerüttelt —
Doch tiefer schnitten sie hernach nur in dein Fleisch.
Und stöhnend bist in Nacht und Schmerz du da zurückgesunken.
Dir war, als hätte nie dein Blick das Frühlingslicht getrunken! —
Doch heute, wo du stirbst, fühlst du, wie Fluchgekreisch —

Ein grauenvoller Racheklang! — wie Grollen, Bitten, Klagen,
Gleich Meereswogen, welche wild das nächtliche Ufer schlagen,
Gewaltig dich umbraust — Du sinnst und stehst bewegt:
Das sind die alten Töne, die dein Wiegenlied gewesen,
Und bei den alten Tönen fühlst du wieder dich genesen,
Jahrhundert du, das schon in seinem Schoße trägt

Die Zukunft einer Welt! — Sieh, durch des Thrones geborstene
Fugen

Sickert die ekle Fäulnis schon! — durch Pupurmäntel lugen
Schaust du ein Knie, das bebt; ein Herz, das angstvoll zuckt.
Und unterdessen halbversteckt die wilde Völkerkatze,
Gekauert liegt sie schon bereit, daß sie die Eisentatze
Einschlägt — sieh, wie zum Sprung sie murrend schon sich duckt!

Und deines Lebens denkst du da! — Du denkst an Achtundvierzig.
Das waren Tage — weißt du noch? — so märzenhell und
würzig —

Und doch: auch sie umzog der Nebeldunst der Schmach!
Und du gedenkst der Tage, da du deine Feuerbrände
Im Seinefluß sich spiegeln liebt, gedrückt in Schwielenhände —
Doch in die Nacht versank auch dieser Sonntag!

Und Heute, wo du sterbend schon, da spornst du ins Gefechte
Den vierten Stand, den ärmsten Stand — zum Kampf für
seine Rechte —

Du fühlst Gerechtigkeit dein starres Herz bezwingen.
Und eh' du in die Zeitennacht wirst stürzen, schwinden, sinken
Wird einmal noch dein müder Mund am Blute satt sich trinken —
Und unser Jubel soll dein Totenbett umklingen! . . .

Siebenter Gesang

. . . Will nun mit heiterem Mund das Lied von der Freude singen.
Lachen soll es, dies Lied, und gleich Schellengeläut soll es klingen,
Wie um zum jubelnden Tanz jeden noch Säumigen zu laden.
Denn ich liebe die Freude! Ich liebe die atmenden Lippen,
Liebe die kleinen Hände, die unter drohenden Klippen
Sich im Wasser der Freude in sorglosem Uebermut baden.

Liebe die lachenden Augen, aus denen das Leben glänzt,
Liebe die strahlenden Stirnen, um welche der Leichtsinn sich
kränzt,

Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen;
Liebe die Stärke der Schwachheit, die ohne heißes Bemühen
Küßt die Lippen und bricht die Rosen, die ihr — vielleicht un-
verdient — blühen.

— Ach, heißt doch Leben uns heute: sich Freude verdienen.

Heilig sei ihnen ihr Recht: sich im Glanze der Stunde zu freuen,
Selber sich wieder mit jeglichem Tag in der schuldlosen Lust
zu erneuen.

Heilig ihr Recht: zu leben! — zu leben!! — in Freude zu leben!!!

Freude — sie ist ein Geschenk, das aus morgenheiteren Hallen
Einstens in sonniger Stunde achtlos herniedergefallen —

Keiner kann es erringen; und nur Wenigen ist es gegeben!

— — Dies sei das Lied der Freude. Und mein Lied gehöre
ihnen,

Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen.

Es ist ihr Recht. Und ihr Recht — es muß ihnen werden.
Doch nun will auch von jenen, von jenen — doch leiser —
ich singen,

Welche — Verfluchte des Lichtes! — ringen, und während
sie ringen,

Fast vergessen, daß sie, um zu leben, geboren auf Erden.

Welche die Lippen der Freude freiwillig und gern niemals küssen;
Welche sich jede Lust in Schmerzen erringen erst müssen —

Wohl: ‚Verlorene‘ nennt ihr sie Alle mit seltsamem Lächeln . .
Ja! Berührt sie ein Kuß, so schauern sie angstvoll zusammen.
Statt des ruhigen Lichtes begehren sie lodernde Flammen,

Heischen der Sonne Brände statt der Lüfte erfrischem Fächeln.

Heimat — und Liebe — und Leben —: sind ihnen nur Worte,
Pochen mit bebender Hand an jede verschlossene Pforte,

Wollen die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Freude
erst wissen.

Und um die Wahrheit zu finden, müssen ihr Leben sie wandern.
Unglücklich sind sie. Warum? — Weil doppelt unglücklich
die Andern.

Ja, sie lieben die Freude und können die Wollust des Schmerzes
nicht missen!

Lieber am dunkelnden Strand des ewigen Schmerzes liegen,
Lieber die leblosen Brüste des bleiern Trübsinns umschmiegen,

Lieber die brodelnde Flut der Wasser des Todes schlürfen,
Als mit zitterndem Herzen in Hoffnung auf Glück noch zu harren,
Ewig zu zweifeln, um glauben zu können, und ewig verspottet
als Narren,

Kennen die Freude und sie in Tropfen genießen nur dürfen!

Reich' mir die Hand, meiner Jugend Genosse: gewaltiger Schmerz!
Weiter vermag ich dies Lied nicht zu singen. Zu voll ist mein Herz.

Freude beherrscht erst die Welt, wenn Gerechtigkeit worden
uns Allen!

Wann die Tage der Freude, die Tage der Menschheit uns kommen?
Wenn aus des Herrschenden Hand das Szepter der Willkür ge-
nommen,

Wenn von des Geknechteten Hand die letzte Fessel gefallen!

Einst vielleicht, wenn die Menschheit, die ganze, im Lichte sich
wiegt,
Wenn die echte Freude des Lebens auf allen Stirnen liegt,
Wenn wir nach tödlichem Kampf uns die Rechte der Freiheit
erworben,
Dann wird die Lust des Lebens aus uns allkräftig durchdringen,
Dann will das Lied von der Freude zu Ende voll Jubel ich
singen —
Schweige, du törichter Träumer, dann bist du schon lange,
schon lange gestorben!

Achter Gesang

Dir, Volk, gehört des neunzehnten Jahrhunderts letztes Ende!
Erwache aus dem Schlummer denn, und hebe deine Hände
Und nimm, was immer dein gewesen.
Auch dich durchpulsste endlich das Bewußtsein deiner Würde;
Auch du hast in dem Lebensbuch, bevor dich ganz die Bürde
Erstickt, ein menschlich Wort gelesen.

Und dieses eine Wort, du kannst es nie und nie vergessen . . .
Dein eigenes Leben hast du kühn und stark an ihm gemessen,
Und sahst: dein Leben ist dein eigen.
Und du begannst zu hassen sie, die dir es frech entrissen;
Die meisterhaft verstanden es, ihr eigenes Gewissen
Und deine Fragen totzuschweigen.

Nun, wenn am Abend müde du von der Arbeit gehst,
Nun, wenn am Tage rastlos du an der Arbeit stehst,
Tönt dieses Wort in deinen Ohren.
Es hat von Menschlichkeit, von Leben dir gesprochen.
Und an dein Herz fühlst du voll Ungestüm es pochen
Und fühlst: noch bist du nicht verloren!

Und fühlst: du, der geduldiger gewesen als der Sklave,
Fährst aus durchquälten Träumen auf nach tausendjährigem Schläfe,
Und wagst es endlich selbst zu denken.
Und Alles klafft dir plötzlich auf: du siehst all ihre Lügen,
Mit denen sie umspinnen dich, siehst, wie sie dich betrügen,
Siehst, wie sie dich voll Falschheit lenken!

Da wallt es in dir grollend auf, und dich durchfrißt ein Zürnen,
Und Purpurglut des Hasses flammt auf deinen Eisenstirnen,
Wie Sonne an der Tage Wende.
Und während sie in Winkeln sich voll Scham und Angst verstecken,
Wirst du nach dem verlorenen Recht die müden Hände strecken,
Und dein ist des Jahrhunderts Ende!

Neunter Gesang

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!
Heißt nicht Gerechtigkeit deine Schwester? Heißt nicht Recht
dein mißachteter Sohn? —

Kehre wieder über die Höhen!
Lange standst du, das Antlitz gewendet:
Sahst nicht, wie deine Menschen geschändet,
Hast deine eigene Schmach nicht gesehen.

Kehre wieder über die Berge! Dein ist die Rache! dein! nur dein!
Wende dein Antlitz, dein starres, hernieder, welches wie zuckender
Wetterschein

Schon so oft auf die Frevler gefallen!
Reiche uns Allen die rettende Hand,
Laß deine Stimme von Land zu Land
Hoffnung kündend und grollend erschallen!

Kehre wieder über die Berge! — Ehe in Licht das Dunkel vergeht,
Ueber den Häuptern der Schuldigen zermalmend dein gefürchteter
Fuß schon steht,

Werden von Antlitz zu Antlitz dich schauen
Wir, die wir Alles und Alles verloren! —
Wir, die Verlorenen — zum Kampfe erkoren —
Rufen dich, Mutter, in heißem Vertrauen!

Härte die Herzen, die schwankend geworden, weil sie zu lange,
zu lang' schon gezaudert!

Kläre den Sinn des Knechts, der noch bangt und noch schaudert,
Zeige ihm, was seines Mutes Gewinn!
Stelle mit lockenden, leuchtenden Farben
Vor sein Auge geerntete Garben,
Vor seinen Wunsch die Erfüllung hin!

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, gesegnete du!
Lächle mit einem einzigen Blicke deinen schwankenden Kindern nur zu,
Und sie werden wie Eisen sein!
Zeige die Freiheit, die er verloren,
Und das Recht, zu dem er geboren,
Jedem Einzelnen — und er ist dein!

Ja, du kommst! Und wir grüßen dich tausend-,
Tausendmal, Mutter! — Und dröhnend und brausend
Rollt unser Ruf zu des Erdballs Grenzen!
Aus den Kerkern, wo wir geschmachtet,
Ueber die Ruchlosen, die uns verachtet,
Sehn wir die Flammen der Freiheit schon glänzen!

Kehre wieder! — Es ruft dich die Menschheit heute am Abend
des qualvollsten Tags!
Da ist kein Herz, das nicht höher schon klopfte heißaufloernden,
froheren Schlags

Heute, wo eine Ahnung es streift,
Heute, wo deinem Nahen wir lauschen,
Das wie der Wipfel prophetisches Rauschen
Deiner Berge uns zwingend ergreift!

Heute in Qual wir. Und morgen schon, morgen,
Morgen vielleicht schon in Freiheit geborgen
Unsere Kinder, die über die Leichen
Ihrer im Kampfe gefallenen Väter,
Jeder Einzelne der Menschheit Vertreter,
Schweigend und ernst sich die Hände reichen!

Ja, du vernahmst unserer Sehnsucht Rufen!
Nieder der Zeiten zerfallene Stufen
Steigst du gewaltigen Schrittes schon;
Kehrst du wieder über die Berge,
Du, der Gerechtigkeit rächender Scherge,
Mutter der Freiheit, Revolution!

Zehnter Gesang

„Und wie waren jene Tage, da in Nacht die Menschen lagen?
Sage, werden jene heller werden, welche jetzt uns tagen?
Werden Hoffnung sie und Wünsche an den Strand der Zukunfttragen?
Wird der Sieg je unserer Zeit?

Waren jene Tage besser nicht, als unsere Tage sind,
Wo die Liebe ein Gespött nur, und der Vater flucht dem Kind?
Sage, waren jene Tage nicht von dieser Sünde rein?“

Vor dem Knechte der Begierde beugte der Begierde Meister,
Vor dem Söldling sich der Herrscher — und allmählich dreist
und dreister

Lachten leise erst, dann lauter der Vernichtung Schattengeister.
Diese Saat: uns keimt sie auf.

So war jene Zeit des Friedens — eine Zeit der Knechtschaft war
Dies Jahrhundert, jeder Würde, jeder freien Würde bar.

Doch sie ist hinabgesunken. Hellerer Tag — er stieg herauf!

„Gerne möchten wir dir glauben; gerne Zweifelsqual be-
schwichtigen —

Aber sind nicht alle Wünsche Töchter nur des Tags, des nichtigen?

Trifft uns Schuld? — Nein, wir sind schuldlos. Aber Euch und
dich bezichtigen

Wir der Sünde gegen Recht!

Was ist Recht, wenn nicht geheiligt durch der Zeiten Atemhauch?

Was uns unsere Väter lehrten, was ehrwürdig-heiliger Brauch,

Das ist Recht! — Recht, das zu stürzen von dem Thron Ihr
Euch erfrecht!“

„Recht‘ ist Euch, auf Brudernacken den geschirmten Fuß zu setzen!

„Recht‘ ist Euch, am Blut der Schwachen Euren gierigen Mund
zu letzen!

„Recht‘ ist Euch, für Eure Lüste unser karges Glück zu schätzen —

Diesem ‚Rechte‘ dreimal Fluch!

Dieses ‚Recht‘, in dessen Namen unser Streben Ihr bekämpft,

Dieses ‚Recht‘, in dessen Schirm Ihr Eures Herzens Klopfen dämpft —

Heil der Hand, die in dies ‚Recht‘ die Fackel ihres Zornes trug!

„Das sind Worte! — Sind wir schuldig, wenn die Laster sie
zerfressen?

Laß sie ihre Pflicht erfüllen! Wer nicht schafft, soll auch nicht essen!

Und du wagst es, unser Leben ab an ihrem Wunsch zu messen?

Wir sind Träger der Kultur!

Doch was ist dein Volk, das rohe, das sich nie dem Schmutz
enthebt,

Das dem Tag und seiner Lust nur stumpf und tierisch weiter lebt?

Komm zu uns! Bei uns erreichst du deines Strebens Ziele nur!“

Lügner! — Nie hat je so schamlos, nie ein Mund so frech gelogen!

Jenes Volk, das dich ernährt, das dich aus deiner Schmach gezogen,

Jenes Volk, das du um Alles: Leben, Glück und Licht betrogen,

Wagst du zu begreifen, Wicht?!

Nieder in den Staub! — Und beuge, beuge dankbar dich vor Jenen,

Deren Hunger, deren Jammer, deren Schande, deren Tränen

Dir es gaben, daß du wandeln darfst in des Jahrhunderts Licht!

Schweige! Nicht ein Wort mehr! Furchtbar-fordernd wird es
bald erstehen,

Dieses Volk, das du ‚verachtest‘, und in deine Augen sehen;

Und du wirst erblinden, zittern, flehen, sterben und vergehen —

Du, der sie mit Füßen trat!

Dann gedenke dieser Worte: Heut‘ noch blähest du dich in Schuld,

Aber morgen wird sie reißen — die erhabene Geduld

Dieses Volks, dem endlich, endlich auch der Tag des Glückes naht!

Elfter Gesang

Von den Tagen des großen Sterbens singt jetzt mein Lied . . .
Ueber uns werden sie kommen, wie der Sturm, der die Höhe umzieht;
Wie ein Fluch, der sich endlich erfüllt; wie ein Blitz, der sich
tödlich entladen.

Das werden die Tage des Grauens, die Tage der Rache sein . . .
Und sie, die nie Mitleid gekannt, um Mitleid werden sie schrein —
Doch die Antwort wird ihnen: „Wo ist Euer Gott nun, um
Euch zu begnaden?“

Der Gott, in dess' Namen an unserem Glück Ihr Euch satt gezehrt?
In dess' Namen Ihr uns getreten und unsere Schwestern entehrt?
Ihr habt es zerrissen, und nimmer knüpft wieder zwischen uns
und Euch sich das Band!
Was war Eure Macht? — Nicht Liebe, nicht Recht! — Eure
Macht: Euer Gold,
Nun ist in den Schmutz der Gassen das gleißende hingerollt,
Und es wäscht Euer Blut der Erniedrigten Schweiß vom ent-
werteten Tand.“ —

Die Tage des Zorns! Wer in Freude gelebt, in Jammer wird er
verderben,
Doch wessen Leben ein Sterben nur war, in Hoffnung und Lust
wird er sterben,
Denn über die Gipfel der Nacht klimmt schon der Morgen
des Lichts!

Aufklaffen wird unsere Erde bei dem furchtbar-gewaltigen Kampf.
Und der Himmel wird sich umdüstern von des Blutes aufwallendem
Dampf —
Denn es sind die Tage gekommen: die Tage des Erdgerichts!

Wo heute noch Städte gestanden, wird morgen Einöde sein;
Wo nie ein Menschenruf schallte, wird gellendes Klagen schrein —
Ein unendliches Grauen der Angst wird Alle, die schuldig, ergreifen:
Sie werden die Ihren verlassen und über die Berge fliehn,
Doch das Schreckensgespenst der Reue wird ihre Pfade umziehn,
Und schluchzend werden die Erde mit krallenden Fingern sie
greifen . . .

Hier hat ein Sohn seinen Vater im Taumel des Wahnsinns erschlagen,
Dort eine Mutter ihr Kind, das sie unterm Herzen getragen,
Damit es nicht schaue die Tage, die schrecklicher sind, als
der Tod . . .

Dort blendet ein Armer sein Auge an des rinnenden Goldes Glanz . . .
Dort schlingen sich Weiber der Lust in bacchantischem Jubeltanz,
Indessen die wankende Halle den Blinden Verderben droht . . .

In die Laute der Lust gellen Klagen der Angst — doch sie singen
ein Lied,

Das, wie Waldweh'n ob rauchenden Trümmern, die jagenden
Herzen umflieht —

Und das Lied — es schmeichelt den Armen, daß die Freiheit
gekommen nun sei . . .

Und sie richten die Blicke zur Erde, eine Träne des Glückes
rinnt nieder —

Doch da dringt in ihr Ohr ein Kreischen und Knirschen der
Todesangst wieder,

Und Alle brechen sie aus in ein gellendes Jubelgeschrei:

Sie sehen zwei Feinde, die ringen: in die Kehle des einen gewürgt
Hat sich der andere, dem endlich die blutige Rache verbürgt;

Und zum Haufen schleppt er die Leiche des elenden Feindes,
der einst

Das Blut dem darbenden Knecht aus den kranken Gliedern gesogen,
Der ihn um das Glück seines Lebens bis heute frevelnd betrogen,

Und er richtet sich auf: „Wer lacht nicht? — Du stirbst wenn
du weinst!“

Doch Keiner weint! — Und sie tanzen Alle und singen laut,
Indessen der Haufe der Toten sich höher und höher staut,

Und sie singen das alte Lied, das Lied: die Marseillaise!

Doch jählings verstummt ihr Singen — sie fühlen des Grauens Wehn,
Und sie müssen einem Gedanken ins furchtbare Auge sehn,

Und sie fürchten sich plötzlich, daß diese bluttrunkene Erde
verwese!

Es ist ein Geruch in den Lüften, wie aus Toten-Welten herauf,
Sie kennen die Stunde nicht mehr, den Sternen- und Sonnen-Lauf —

Sie sehen nur ringsum gehäuft mit stieren Blicken die Leichen.

Und sie stehen und warten auf Etwas, das dennoch nicht kommen will;
Und langsam kriecht über die Erde ein Schweigen, furchtbar und still,

Und sie fühlen sich langsam hinab in die Tiefe des Todes weichen —

Und die Erde liegt schweigend und leer, bis — — — — —
— — — — —
— — — — —

Zwölfter Gesang

Bis jede Hand verdorrte, die Anderer Arbeit stahl;

Bis jede Lust verstummte, gezeugt aus Anderer Qual;

Bis jedes Schwert verrostet; bis jeder Schild zersprang!

Bis jede Stadt gefallen, wo Schmach und Weh gewohnt;
Bis sich entleert die Hallen, wo Schmach und Lust gethront;
Bis in der Mittagshöhe dasteht der neue Tag!

Bis aus des Menschen Seele die Zeit zwei Worte riß:
,Beherrschen' heißt das eine — ,Dienen' das andere; bis
Wir Alle nebeneinander über die Erde gehn!
Bis alle Schranken fielen; bis jedes Leben versüßt;
Bis Glück zum ersten Male jede Menschenstirn geküßt —
So lange wird die Erde im Zeichen des Sterbens stehn!

Dreizehnter Gesang

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Geschritten schon im Geist durch des Jahrhunderts Gassen?
Sahst du im Geist, was war? Sahst du, was kommen wird?
Noch fallen Geißelhiebe auf ihren wunden Rücken,
Noch müssen scheu sie beben, noch schweigen, noch sich bücken —
Und doch: der Tag, schon naht er, der Freiheit uns gebiert.

Wie von des Blinden Auge Träne auf Träne fällt,
So fallen unsere Tage vom Lid der Zeit: wer hält
Die Tropfen, welche fallen, Tropfen auf glühend Eisen?
Sie zischen auf, erlöschen. Und immer heißer glüht
Die unterwühlte Erde. Tag, wo, an dem erblüht
Gerechtigkeit, um uns den Weg zum Glück zu weisen?

Geh' hin und sieh' die Zeit! Sie, wie sie jubelnd tanzen
Auf ihrer Brüder Leichen! — Sieh', wie sie sich verschanzen!
Wie Heere aufstehn, um die Frevler zu verteidigen!
Sieh', wie sie sich am Schmerz des Volkes frech ergötzen!
Wie sie, wenn auf es schreit, es ruchlos niedermetzen!
Sieh', wie sie Alle sich zum Bund schweigend vereidigen!

Das ist unser Jahrhundert! — Die Zeit, wo zwischen Nacht
Und Morgendämmern leise der Ruf des Tag's erwacht:
Der Eine flucht ihm, und der Andere bewundert's.
Wie langsam Tag auf Tag von seinen Tagen flieht!
Und eine Menschheit wartet und hofft — doch Keiner sieht
Den Tod todträuend stehn am Ausgang des Jahrhunderts!

Inhalt

	Seite
Eingang	3
An Max Stirner	4
Vorwort zur fünften Auflage	6
Die Fackel. Zur ersten Auflage	9
Die Selbstfindung. Zur zweiten Auflage	10
Ihr könnt das Wort verbieten	15
 Weltanschauung	
Die Dichtung der Zukunft. I—III	17
Poesie	18
Kampfweise	19
Vorkämpfer	19
Grenzen?	20
Schrankenlosigkeit	20
Heimat	21
Vaterland	21
Unabhängigkeit	21
Weltbürgertum	22
Staat	22
Anarchie	22
Partei	23
Herren und Knechte	24
Arbeit. I—IV	24
Gesetze	25
Atheismus	26
Kommunismus. I—III	26
Freie Liebe	28
Moralisten	28
„Ich“	29
Gegenwart und Zukunft	29
Egoismus	30
Hinter dem Tode	30
Freiheit. I—III	31
 Zwischen den Tagen	
Chicago:	
I. Vor dem Morde	33
II. Nach dem Morde	34
III. Ein Jahr später	35
IV. An dem Grabe	37
Die Feste der Freiheit	38
1919	41
 Arma parata fero!	 42
 Moderne Jugend	 48

Propaganda

Der Proletarier	58
Der Fluch der Arbeit	59
Die Stimme der Freiheit. I—III	60
Selbstgespräch eines Proletariers	61
Schiesst nicht auf Eure Brüder!	61
Gesang der Arbeiter: Wehe der Welt!	62

Der Alte und der Junge	65
---	----

Revolution

Fluch den Gesetzen!	70
Ein Lied des Hohns	71
Der weisse Zar	72
Härten. I—III	73
Die Knechtin	75
Unschuldig verurteilt!	75
Ein Fürst	80

Träume der Zukunft

Der Stern der Freiheit. I—II	81
Eile, eile! neues Jahrhundert!	82
Der Letzte. I—III	83
Gerechtigkeit. I—II	84
El Escorial	88
Die Fanatiker	89
Die Lacher. I—II	91
Der Letzte seines Stammes	93
Vernunft und Wahn. I—II	95
Die Insel der Freiheit. I—4	99

Am Ausgang des Jahrhunderts	101
--	-----

Nachbemerkung.

Erkenntniss kommt nie zu spät. Ich habe daher in dieser neuen, von einem neuen Verlag gedruckten Ausgabe, entgegen dem in der Vorrede zur fünften Auflage über die ‚definitive Ausgabe‘ Gesagten doch von ersten Jugendgedichten noch Einiges als entbehrlich gestrichen, auch die Einteilung hier und da etwas geändert, und endlich zwei Gedichte — das eine vor 27 Jahren, das andere jetzt geschrieben — eingefügt.

2

Im gleichen Verlage erschien:



Robert Reitzel

des „Armen Teufels“
gesammelte Werke

in zwangslos erscheinenden Heften à 50 Pfennig

Robert Reitzel, ein deutsch-amerikanischer Poet, ein Klassiker der deutschen Sprache, ist in Deutschland in seinen Werken noch wenig bekannt. Wir wollen die deutsche Arbeiterschaft mit seinen Prosa-Dichtungen und politischen Aufsätzen bekanntmachen. Jeder Freund der Freiheit, der deutschen Sprache und der Revolutionierung der Köpfe muß diese Werke lesen.

Schriften
von
John Henry Mackay

Gesammelte Werke. In acht Bänden.

Gedichte. (Auswahl.)

Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem
Ende des XIX. Jahrhunderts.

Der Schwimmer. Die Geschichte einer
Leidenschaft.

Die Menschen der Ehe. Schilderungen
aus der kleinen Stadt.

Zwischen den Zielen. Kleine Geschichten.

Max Stirner. Sein Leben und sein Werk.

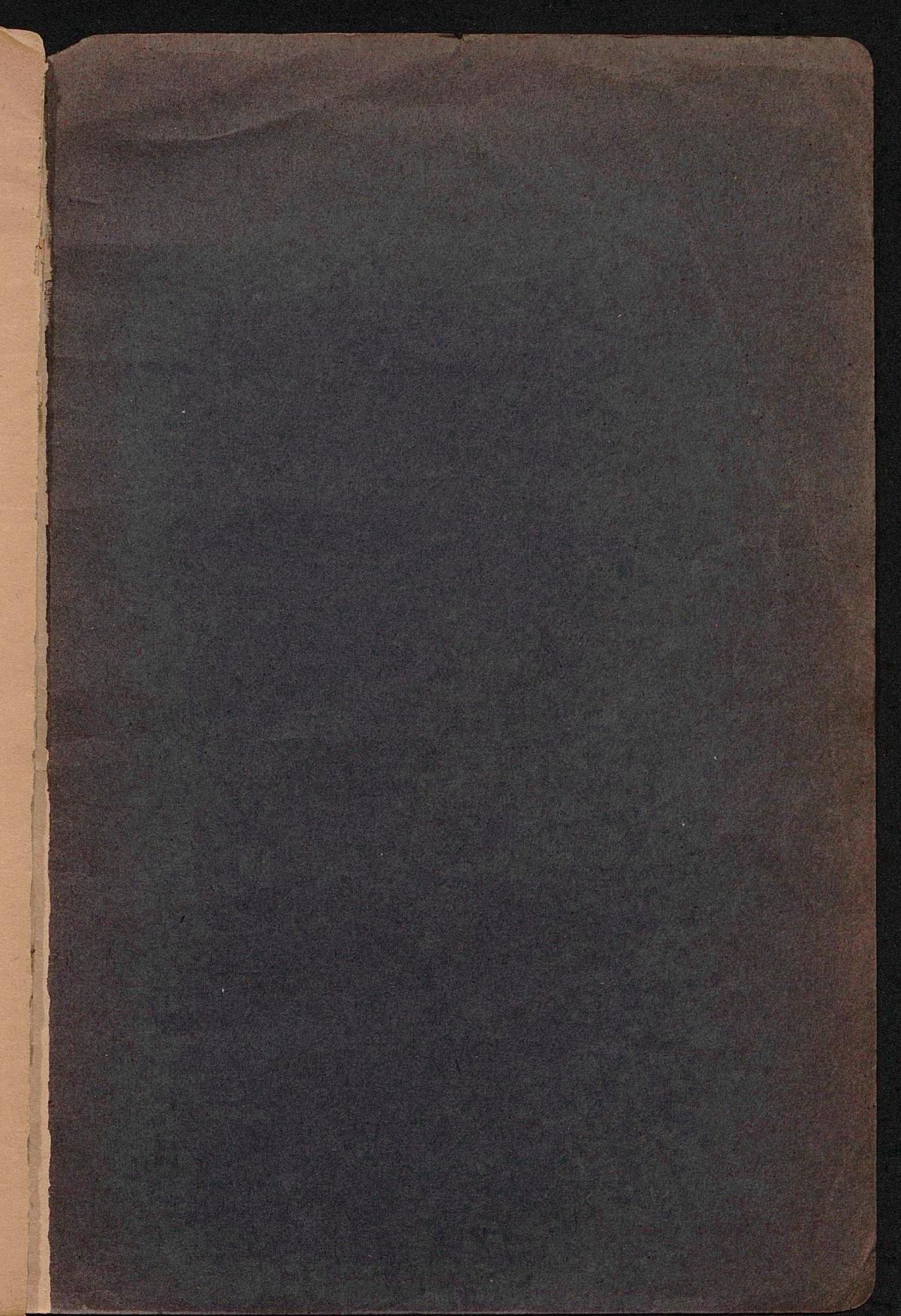
Max Stirner's Kleinere Schriften und Ent-
gegnungen.

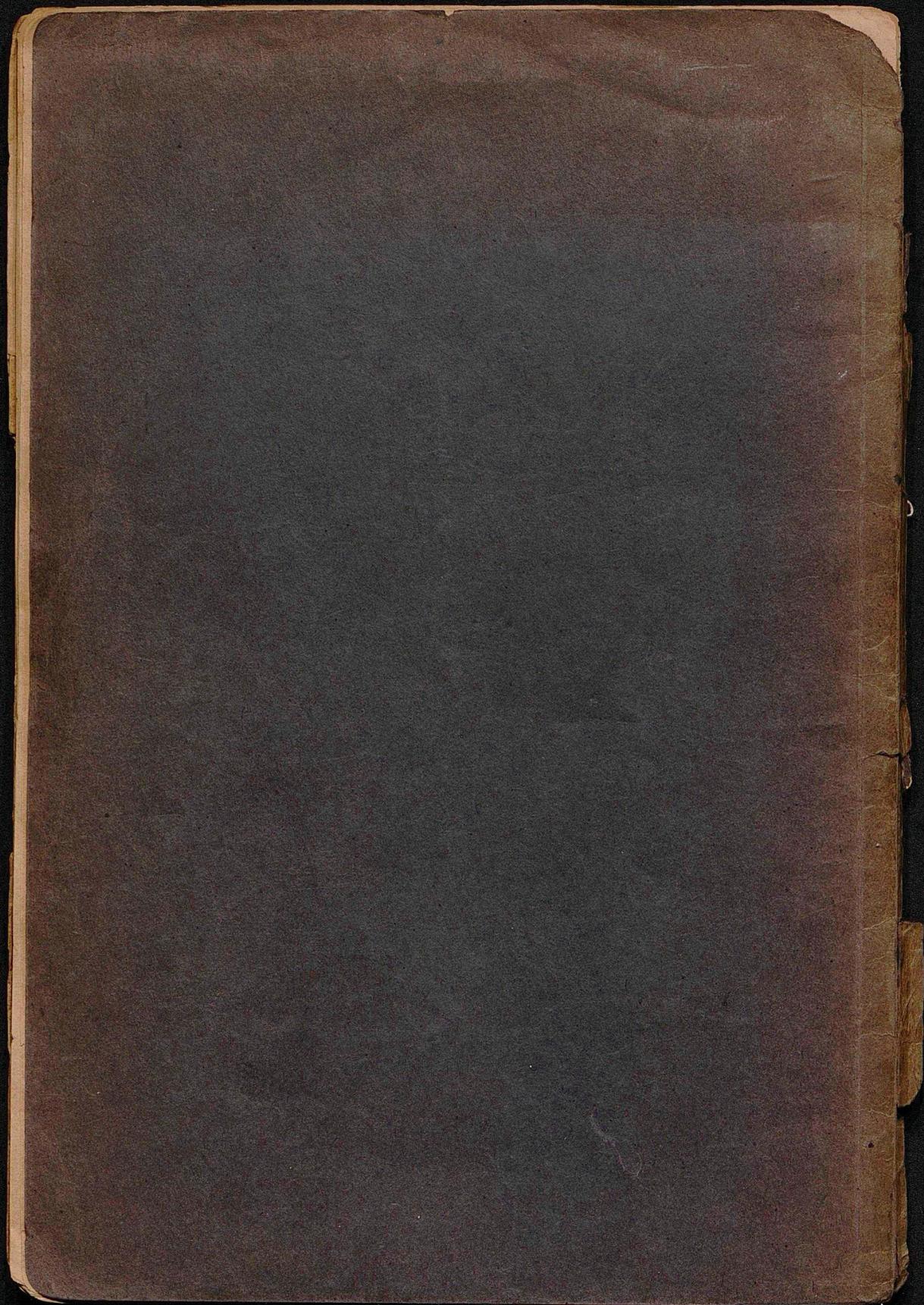
Jeder Leser

dieses Buches verlange das ausführliche, sechzehnseitige
Verzeichnis mit der genauen Inhaltsangabe und den
Preisen der einzelnen Schriften kostenlos von dem Verlage

Fritz Kater

Berlin O. 34, Kopernikusstr. 25





colorchecker CLASSIC

x-rite



Freie Universität  Berlin